OMNIBUS,
Belletristisches Blatt,
erscheint jeden
Sonntag Morgen.
Enthält außer zwei spannenden
Romanen.
aus der Feder der renommirtesten Schriftsteller eine reiche Auswahl von
unterhaltendem Lesestoff,
eine Uebersicht der
wichtigsten Neuigkeiten
der Woche,
Lokal- und neueste Nachrichten, Wochen-Rundschau 2c.

Bedingungen:
Preis per Post:
$3.00 per Jahr.
Von den Trägern:
25 Cts. für 4 Nummern

Anzeigen, per Square von 10 Zeilen Nonpareil für jedesmalige Insertion **$1.00**

—0—

Der Omnibus und das wöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $4.00

Der Omnibus und das halbwöchentliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $5.50

Der Omnibus und das tägliche Volksblatt, durch die Post, zusammen nur $10.50

—0—

Man adressire gef.
W. Krippenstapel,
Louisville Ky.



Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Louisville, Ky., Sonntag, den 19. April 1868.

Fieberbilder.

Wie einsam ist ein Krankenbett—
An's Fenster fliegen dichte Flocken;
Die Mutter sitzt bei mir und strickt,
Und draußen hallen dumpf die Glocken.

'S ist Dämmerzeit—und in der Brust,
Da klopft das heiße, heiße Fieber,
An den geschloss'nen Augen zieh'n
Die Bilder wirbelnd mir vorüber.

Und plötzlich stand ein Bild vor mir:
Das war ein trautes, warmes Stübchen,
Und lachend saß am Fenstersims,
Mit ihrem Schatz, mein schönes Liebchen!

Zwei Röslein standen auf dem Tisch,
Vor Dir mit wunderholdem Prangen,
Mir ward zu Muth, als wären es
Die Rosen meiner bleichen Wangen.

Ich sah Dein süßes Minnespiel;
Wie Dornen stach's mir in's Gemüthe
Und tiefer in den heißen Pfühl
Preß' ich die Stirn, die schmacherglühte.

Die Mutter aber horcht und rückt
Die Decke sacht—die buntgesäumte:
Und küßt die nassen Augen mir,
Als wüßte sie—von wem ich träumte.

Bemerkung.

Merkwürdig is es, daß Preußen die sämmtlichen Perioden der Welt-Naturgeschichte nach Vogten durchgemacht hat, wenn och Manches nich in der Ordnung is. Bis 1806 war die starre Eis-Zeit, denn kam die liberale Stein-Zeit, denn kam 1848 die neueste Stein- (Barrikaden-) Zeit, denn kam das Rennthier: Fortschritt, und jetzt is National-Liberalismus als Bronze.—Ob wir in der letzten Periode an Jehirn zujenommen haben, weeß ich nich, aber der dicke Kopp, den man nach der Einrichtung von Norddeutschland so massenhaft sieht, scheint dafür zu sprechen. Piefke,
jebildeter Mikrocephale.

Knolle. Du wo liegt denn eigentlich die Republick Liberalia?

Bolle. Du Unschuld!—An die Westkiste von Afrika!

Knolle. I, Jott bewahre! Woso kommt denn der norddeutsche Bund darauf, mit ihr ein Schutz- und Freundschafts-Bündniß abzuschließen?

Bolle. Schaafskopp! Det is ja die Concession, die alleweile dem Liberalismus gemacht werden soll!

Knolle. Au!

Bolle. Ileichfalls!

Kant war einst Brautführer bei einem sehr ungleichen Ehepaare; der Bräutigam zählte 75, die Braut 21 Jahre. Unter den Hochzeitgästen befand sich eine Dame, die schon lange nach dem Glücke sich gesehnt hatte, mit dem berühmten Philosophen Worte zu wechseln. Sobald es nur möglich war, redete sie Kant mit den Worten an: „Herr Professer sollten wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu hoffen sein?" Kant betrachtete die Dame einige Augenblicke und erwiederte dann sehr ernst: „zu hoffen nicht, aber zu fürchten."

Wirkung von Kälte und Wärme. — „Welche Wirkungen haben Wärme und Kälte?" fragte ein Lehrer einen Schüler.

„Die Kälte zieht zusammen, die Wärme dehnt aus."

„Recht so, könnt Ihr das durch ein Beispiel aus Eurer eignen Erfahrung belegen?"

Der Schüler schwieg, seine übrigen Kameraden glotzten einander an. Endlich stand einer auf und rief: „O ja! Wenn's heiß ist, werden die Tage lang, u. wenn's kalt ist, werden sie kurz."

Die zwölf indischen Ehestandsgebote.

Erstes Gebot. Es gibt für das Weib keinen andern Gott auf Erden, als den Mann.

Zweites Gebot. Sei der Mann noch so alt, häßlich, abstoßend und brutal, ja ob er sogar durch Liebschaften Hab und Gut verschwende, dennoch soll das Weib ihr ganzes Dichten und Trachten darauf richten, ihn zu behandeln als ihren Herrn und Meister, als ihren Gott.

Drittes Gebot. Was zum Weibe geboren ward, ist da, um zu gehorchen: als Mädchen soll sie sich beugen vor dem Vater, als Frau vor dem Gemahl, als Wittwe vor ihren Kindern.

Viertes Gebot. Jedes verheirathete Weib soll vermeiden, den Männern, die mit geistiger und leiblichen Vorzügen ausgestattet sind, die kleinste Beachtung zu erweisen.

Fünftes Gebot. Ein Weib soll sich nie erlauben, mit ihrem Gemahl zu Tische zu sitzen, sondern eine Ehre darin setzen, essen zu dürfen, was er übrig läßt.

Sechstes Gebot. Wenn ihr Mann lacht, soll sie lachen, weinen, wenn er weint.

Siebentes Gebot. Jedes Weib, gleichviel weß Standes, soll mit eigener Hand des Mannes Lieblingsspeisen zubereiten.

Achtes Gebot. Um Wohlgefallen vor seinen Augen zu finden, soll sie sich baden in reinem Wasser, in Safranwasser, ihr Haupt kämmen und salben, und ein rothes Zeichen auf die Stirn malen.

Neuntes Gebot. Ist ihr Gatte fern, soll sie fasten, auf der Erde schlafen, sich jedes Schmuckes enthalten.

Zehntes Gebot. Kehrt ihr Gatte heim, gehe sie ihm jubelnd entgegen, lege ihm Rechenschaft von ihrer Aufführung, ihren Worten, ihren Gedanken ab.

Elftes Gebot. Wenn er sie ausschilt, soll sie ihm für seinen guten Willen Dank sagen.

Zwölftes Gebot. Wenn er sie schlägt, empfange sie geduldig die Züchtigung, nehme seine Hand, küsse sie und bitte ihn um Verzeihung, daß sie ihn zornig gemacht hat.

Die Gebote der Frauen.

Du sollst keine andere Frau haben neben mir.

Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen von einem Messing-Bild eines Dienstmädchens, noch Deine Knie vor ihr beugen oder sie anbeten, denn ich bin eine eifersüchtige Frau, mache Visiten 2c.

Du sollst den Namen Deines Weibes nicht mißbrauchen.

Gedenke Deiner Frau und halte sie in Ehren.

Ehre Deines Weibes Vater und Mutter.

Du sollst nicht die Ehe brechen.

Du sollst dich nicht beklagen über Dein Essen.

Du sollst keinen Taback kauen noch auf den Boden speien.

Du sollst nicht hinter Deinem Nachbar sein.

Du sollst nicht Wirthshäuser besuchen.

Du sollst nicht entwenden dem Wirth seinen Schnapps, noch seinen Rum, noch seinen Wein, noch sein Bier, noch Alles was hinter dem Counter des Wirthes ist.

Du sollst des Abends vor neun Uhr nach Hause kommen.

Du sollst nicht besuchen Billardsäle, weder das Glück noch das Geld, das auf dem Tische liegt, anbeten.

Du sollst nicht werden zornig noch ungeduldig, noch rasend, noch Deine Augen verdrehen, wenn Du eine Store-Bill bezah'en sollst, die Deine liebe Frau ohne Deinen Willen, Wissen und Erlaubniß verschuldet hat, denn wahrlich sie weiß, was die Bedürfnisse des Haushaltes sind.

Du sollst Deines Nächsten Weib, Tochter, Magd, noch Alles was sein ist, nicht abwendig, abspenstig oder untreu machen, sondern dieselben anhalten, daß sie bleiben und thun was sie schuldig sind.

Du sollst nicht eifersüchtig sein.

Du sollst die Gebote Deiner Frau nicht mißbrauchen.

Summa.

Wahrlich, ich sage Dir, so Du diese Gebote halten wirst, so bist Du ein gesegneter Mann und ich werde Dich beglücken mit vielen ——— und Dich dereinst pflegen auf Deinem Todtenbette bis Du hingeschieden bist in das himmlische Reich der guten Männer, wo Du dann auf mich herabschauen kannst und Dich darob erfreuen wie glücklich ich mit meinem zweiten Manne lebe. Thuest Du aber diese Gebote übertreten, so übe ich Rache an Dir und versaure, verbittere, ja mache schon dieses Leben Dir zur Hölle, auf daß Du hinscheiden wirst in die ewige Qual, wo sein wird Heulen und Zähneklappern.

Komische Anzeigen.

Bitte nicht zu übersehen. Ich fordere unsere Mitbürger hiermit auf, die in der Nähe bei dem Brande des Artillerie-Stalles, wo dem Soldaten das Gewehr aus der Hand fiel, mit zugegen waren und die Arretirung stattfand. Diejenigen, die den Vorfall genau gesehen haben, mögen sich gefälligst spätstens bis zum 28. d. M. Rosengarten 13, erste Thür rechts parterre melden.

Bissingen bei Bietigheim, den 10. Juni 1858. Das zweite Fläschchen Syrup ist schon wieder verbraucht; obgleich es schon sehr gute Dienste gethan hat, so hat mich der Husten immer noch am Bändel, ich muß daher ernstlicher gegen ihn zu Felde ziehen und bitte Sie um Zusendung einer halben Flasche Husten-Syrup unter Nachnahme des Betrages.

Modebengel. Ein sorgfältig frisirter, nach allen Essenzen duftender Stutzer stand in Berlin vor einem Kaufmannsladen, seine Augen selbstgefällig rechts und links werfend, ob auch wohl die an ihm vorübergehenden Damen ihn beachteten. Er hatte schon eine Weile, seine Haartour immer vom Neuem wieder ordnend, dort gestanden, als ein muthwilliger Schusterjunge auf einmal auf ihn zukommt mit der Frage: „Wohnt in diesem Hause nicht ein Apotheker?"

„Ich weiß es nicht! Warum frägst Du mich?"

„Ick dachte man so," lächelte der Schusterjunge, „weil en Brechmittel vor die Diehre steht."

Ausgegangen. Jemand ging, wegen einer Angelegenheit, nach genommener Abrede zu einem Freunde. Er klopft an die Hausthür. Ein Mädchen machte ihm auf.

„Ich will Ihren Herrn sprechen."

„Er ist ausgegangen."

„Ich habe ein dringliches Geschäft. Ist der junge Herr zu Hause?"

„Nein, mein Herr, er ist auch ausgegangen."

„Das ist ein wahres Unglück; aber vielleicht kommen sie bald heim; ich will eintreten und mich unterdessen zum Ofen"—

„Ach, Herr, das Feuer ist auch ausgegangen!"

„Nun, so sage Sie Ihrem Herrn, einen so kalten Empfang hätte ich nicht befürchtet."

Ein Ehescheidungsgrund. Ein Ehemann verlangte von seiner Frau wegen Untreue geschieden zu werden, da sie ihm aus einem Seebade geschrieben: „Sie bringe täglich mehrere Stunden in den Armen Neptuns zu."

Eine sächsische Schulstube.

Lehrer. Jetzt, meine liepen Kinter, woll'n mer in der Lection ta fortfahren, wo mir in ter vorigen Stunte sein stähn kepliepen. Tu, Aukust, sag' mer ä mal, wovon handelten wir kestern um diese Zeit?

August. Von dem Dhierreiche.

Lehrer. Kanz recht, Aukust; mer hantelten von tem Dhierreiche. Und wie weit sind mer in ter Nadurkeschichte von ten Dhieren kekommen?

August. Pis auf ten Hund.

Lehrer. Kut aufgebaßt, Aukust. Mier sein auf'n Hund mit unserer Nadurkeschichte. — Chohannes, wie viel Klassen ha'n mer im Dhierreiche und in welche keheert ter Hund?

Johannes. Mer ha'n—ha'n—

Lehrer. Nun?—Wie viel Klassen?

Johannes. Mer ha'n eine Jungen- und eine Mädchenklasse, un ter Hund kehört in gar keene Klasse niche, sondern er keheert in die Hütte.

Lehrer. Heere mal, Chohannes, hättest Tu mir niche kestern eine so große Wurst gepracht, tenn käps alleweil Schruchte. Aber so will ich Tir Teine Achtlosigkeit noch ä mal hinkehn lassen. Jetzt zu Tir, Andon. Wo keteihen tie Hunte am pesten?

Anton. In ter Speisekammer.

Lehrer. Schäme Tich, Andon. In ten kemäßigten Kekenden keteihen die Hunte am pesten. — Sake mir jetzt, Tu, Fritze, sake mir jetzt: welches ist die kefährlichste Krankheet pei ten Hunten?

Fritze. Die kefährlichste Krankheet?

Lehrer. Ei cha wohl!—heerst Te denn niche?

Fritze. Die kefährlichste Krankheet pei tem Hunte, tes ist—tes ist—die kefährlichste Krankheet—

Lehrer. Nun, tes ist die Was—

Fritze. Die Was—

Lehrer. Die Wasser—

Fritze. Die Wasserspritze.

Lehrer. Tummer Chunge! Die Wasserschei ist's.—Und was versteht man unter Wass rschei?

Fritze. Wenn Eener alle Dage zwee Quart Korn drinkt mit Biddern, wie unser Herr Schulmeester.

Lehrer (aufgebracht). Infamer Pengel! Noch eine solche Ahntwort und ich haue Tich, taß die Stücken in ter Schulstupe herumfliegen sollen. Verkiß niche, taß ich Tein Lehrer pin.—Jetzt zu einem andern Seichedhiere. Nennt mir ä mal das nützlichste Dhier unter ten Menschen.

August. Das Muskedier.

Johannes. Das Posamendier.

Lehrer. Was seid'r führ unfissende Schüler! Tes nützlichste Dhier unter ten Menschen ist tas Schwein. — Und worin besteht seine Nitzlichkeit, Mardin?—

Martin (stotternd). In sei—ei—nem Schin — ken und in sei—ei—ner Wurst.

Lehrer. Kanz richtig, mein lieper Mardin! — Tu pist an aufmerksamer Knape. Aper Mardinchen, Ihr hapt in ter vorigen Woche auch einkeschlachtet und Eiren Lehrer hapt Ihr kanz verkessen.

Martin. Cha, ei Herrcheses, mein Va—a—ater wo— ollte für den He — errn Schu —u—ulmeester ei—eine Wu—u—urst mit schi—icken, a—a—aper mei—ei—eine Mut—tut—tutter mee—n—eente meente zu—u meinen Vater: Tu pr—pr—rauchst Tein pi—pi—pischen Wurst ka—a—anz allee—e—eene.

Lehrer. Ei steh ä mal! Ich hätte nicht keklaupt, taß Teine Mutter—aper warum weinst Tu denn, Mardinchen?

Martin (schluchzend). Au—Au—Au—

Lehrer. Was dhut Tir tenn weh, taß Tu Au schreist?

Martin. Au—Au—Aukust la—a—acht mich immer au—au—aus, wei—weil ich stot—tot—tottere und schi—impft mich i—immer Stam—am—ammerbock.

Lehrer. Stelle Tich kleich auf die faule Pank, Aukust u. hänk Ter ten Esel umme!

August. Herr Schulmeester, ick habe Ihn kestern auch'n kroßes Stück Fleesch mitkepracht.

Lehrer. Tes war aper finnig. — Kleich auf die faule Pank! — Ihr habt, wie ich klaupe, Nadurkeschichte nun führ heite kenug stutirt. Mer wollen jetzt noch ein bischen Ertkunde vornähmen. — Wie theilt man die Erte ein?

Wilh lm. In festes Land und Wasser.

Lehrer. Richtig. Wie nennt man tas große Wasser, welches tie Erte umgiept?

Wilhelm. Tas nennt man Meer.

Lehrer. Brav, Wilhelmchen. Wovon hat aper tas Wasser tes Meeres seinen salzigen Keschmack?

Wilhelm. Von ten Pillionen Heeringen, tie tarin schwimmen.

Lehrer. Nicht toch, Wilhelmchen. Von ten unermeßlichen Salzlaken, tie im Grunte tes Meeres enthalden sind. — Chohannes, was hat tie Erte führ eine Form?—Nun? Die Form einer Ku—

Johannes. Die Form einer Kuh, teren Herner im Monte stecken.

Lehrer. Einfaltsbinsel! Die Form einer Kugel.—Fritz, wie sah die Erte aus, als sie noch nicht erschaffen war?

Fritze. Ei Herrcheeses, ta sah sie noch gar niche aus.

Lehrer. Was?!—„Unerschaffen" sah se aus! (Für sich.) Tas ist ein sehr kuder Ketanke, wofür iche gewiß vom Verein führ Ertkunte die Vertienstschnalle erhalten werde. (Laut.) Wie heißt ter Dheil ter Erte, wo tie Mohren herkommen?

Martin. A—A—frika—a.

Lehrer. Richtig.—Wißt'r auch, wovon tie Mohren so schwarz sind?

Johannes. Cha, ich weeß es. Weil tie Sonne in Afrika blakig is.

Lehrer. Ihr pleipt Alle Einfaltspinsel, wie Euer Lehrer [hustet] sich auch immer Mühe gepen mach.—Backt Eich jetzt nach Hause denn ich habe keine Zeit niche mehr, mich mit Euch herum zu ärkern ich muß nothwentlicherweise heite Mist fahren!

(Unter Lärmen und Schreien verlassen die Jungen die Schulstube.)

Hamburger Wasser. Die Hamburger, welche im vorigen Jahre sich vor ihrem Trinkwasser kreuzigten, preisen dasselbe jetzt als ein Wasser des Lebens. Wenn nun Auswanderer behaupten, es sei ein Wasser des jenseitigen Lebens, so haben dieselben offenbar keine Idee von der Art und Weise des jetzigen Wasser-Genusses in Hamburg. Diese ist folgende: Der Hamburger nimmt ein Trinkglas, gießt es zu ⅓ voll Rum oder Cognac, nimmt sodann ein Glas Elbwasser, gießt ⅔ desselben auf die Erde und trinkt dann den Inhalt des ersten Glases.

Als einst ein Prediger in Newcastle mit Kindern katechisirte, bezeichnete er ihnen die Hölle, als einen ungeheuren Schlund voll ewiger Gluth und schauerlichen Feuers, sehr malerisch. Die Tochter eines Mannes, der viele Kohlengruben besaß, stand entfernt, horchte mit sichtbarem Antheil, drängte sich dann schüchtern hinzu, dem Prediger näher zu kommen.

„Näher, meine Tochter," rief er. „Wünschest Du etwas genauer zu wissen?"

„O, liebster Herr Pfarrer," entgegnete das liebe Kind, „könnten Sie nicht machen, daß der Teufel seine Kohlen vom Papa nähme?"

Haut. Der Vorsteher einer Lehranstalt ging mit seinen Zöglingen ins Feld spazieren. Ein Platzregen überraschte sie, und Alle suchten im Laufe das Stadtthor zu erreichen, um unter Dach zu kommen; nur der Lehrer ganz allein ging seinen gewöhnlichen Schritt. „Nun, meine Kinder! Sie sehen ganz echauffirt aus; hat Ihnen das Laufen genutzt?" fragte er. „O! wir sind bis auf die Haut naß geworden!" erwiederten sie. „Ich auch nicht weiter!" antwortete der Lehrer.

Nina.

Eine mexicanische Erzählung
von
Adolf Mützelburg.

(Fortsetzung.)

„Ich habe nicht allzu Rühmliches zu melden," antwortete der Baron lächelnd. „Ich bin ein verzogenes Kind, der einzige Sohn gutmüthiger Eltern und außerdem seit meinem neunzehnten Jahre verwaist, so daß ich mit meiner Majorennität, im einundzwanzigsten Jahre, bereits über ein nicht unbedeutendes Vermögen verfügen konnte. Ich wäre wahrscheinlich in preußische Militairdienste getreten, denn die Güter meines Vaters lagen im Preußischen, aber mein Vater stand als sogenannter Ultramontaner nicht gut mit der Regierung, und einem Eintritt in österreichische oder andere Militairdienste widersetzte sich meine Mutter wegen der allzugroßen Entfernung. Ich besaß eine große Vorliebe und vielleicht auch einiges Talent für die Malerei und konnte mich dem Hange für diese Kunst unter meinen Verhältnissen natürlich ohne Einschränkungen hingeben, lebte auch einige Zeit in Düsseldorf und Weimar. Da begann mich das Schicksal des entthronten Königs zu interessiren. Ich bin in Anschauungen groß geworden, die der jetzigen Zeitrichtung vollkommen widersprechen. Mein Vater war Legitimist und gläubiger Katholik, meine Mutter übertraf ihn womöglich noch in orthodoxen Anschauungen, auch rührte mich das Schicksal des entthronten jungen Königs rein menschlich und ich schwärmte für die ritterliche Königin von Neapel. Es wurde mir überhaupt klar, daß ich irgend etwas in der Welt thun müsse, und mich für immer der Malerei zu widmen—dazu reichte meine Fähigkeit, wie ich allmälich begriff, nicht aus, wenigstens hätte ich nie etwas Großes leisten können. Ich beschloß also plötzlich, den Pinsel mit dem Degen zu vertauschen und eilte nach Italien, um mich den Reaktionairen anzuschließen, die unter dem Namen der Briganten für die Rückkehr Franz II. fochten. Zu Anfang, Excellenz, gefiel mir das abenteuerliche Leben in den Abruzzen ganz gut, um so mehr, da ich Italien noch nicht kannte. Als ich aber allmählich hinter die Gemeinheit und den Eigennutz dieser Briganten kam und begriff, daß sie nur für sich raubten, nicht aber für das Königthum fochten, ergriff mich ein unüberwindlicher Ekel. Ich wußte mich auf gute Manier loszumachen, ging nach Rom, wo mir die Königin die Schleife schenkte, die sie am Busen trug, und eilte dann nach Frankreich, um zu hören, ob es mir vielleicht vergönnt sei, mich der Expedition nach Mexiko anzuschließen. Mexiko hat stets auf mich einen Zauber geübt, und der Gedanke, auf den traurigen Ruinen dieses schönen Reiches ein neues glorreiches Kaiserthum von Gottes Gnaden aufrichten zu helfen und zwar unter dem Scepter eines habsburgischen Prinzen, eines Maximilians d'Austria, trieb mich mit fast dämonischer Macht hierher. Das ist mein curriculum vitae, Excellenz, und mein Glaubensbekenntniß. Ich werde glücklich sein, einem Führer, wie Oberst Du Pin es ist, überall folgen zu können, wohin er das Banner Frankreichs trägt."

Die ruhige Miene des Generals und der übrigen Tischgenossen verrieth nicht, ob die enthusiastische Legimitäts-Erklärung des Barons einen besonderen Eindruck auf sie gemacht habe. Forey nickte nur am Schluß freundlich mit dem Kopf und sagte:

„Sie werden hier noch mehr Gelegenheit finden, als in den Abruzzen, persönlichen Muth und Ausdauer zu zeigen. Es ist keine leichte Aufgabe, die ich meinem braven Colonel Du Pin übertragen habe. Nun, ich wünsche Ihnen viel Glück, Herr Baron! An mir soll es nicht fehlen, wenn ich Sie bald als Lieutenant begrüßen kann."

Es lag etwas von einer Abschiedsformel in diesen Worten und Wissenthal begrüßte sie mit Freuden, denn er sah Donna Elvira erscheinen und erkannte aus ihrer Miene und an ihrer Haltung, daß ihm eine kleine Scene bevorstand, denn er hatte versprochen, den ersten Tanz nach der Pause mit ihr zu tanzen, und bereits ertönten im Saal die Klänge eines Walzers. Er erhob sich also schnell mit einigen Dankesworten gegen den General und eilte auf die Kreolin zu.

Ihr zürnendes Gesicht glätterte sich sogleich zum allerliebsten Lächeln. Wissenthal küßte ihr die Hand und bat sie um Verzeihung. Dann führte er das liebeglühende Mädchen, das stolz war auf ihren Triumph, in den Ballsaal und trat mit ihr in die bereits gelichteten Reihen. Er tanzte nur noch mit ihr!

Als sie in einer der kurzen Pausen wieder auf dem Hofe plauderten, verborgen durch ein Bouquet riesiger Blumen, hatte er seinen Arm um sie geschlungen und sie lag an seiner Brust und blickte zu ihm auf, daß ihm heiß und kalt um's Herz wurde.

„Also du kommst?" flüsterte sie, „du hast mir dein Wort gegeben!"

„Gewiß komme ich, geliebtes Mädchen! Ich werde den Ort nicht vergessen."

„Und du bleibst mir treu, du Trost und Wonne meiner Seele?"

„Gewiß, süßes Mädchen! Wer könnte die Flamme auslöschen, die du in meinem Herzen eutzündet? Sobalo ich nur kann, reiße ich mich los."

„Nina ist gut, sie liebt dich von ganzem Herzen, wie sie nie einen Mann geliebt. Sie wird sich nach dir sehnen, wie die verdorrte Wiese nach der Regenzeit. Aber Nina kann auch böse sein, kann nie verzeihen, wenn......"

Er schloß ihr die flüsternden Lippen, die den seinigen entgegen dürsteten, mit einem langen Kuß. Das Mädchen zitterte vor Erregung in seinen Armen. Dann führte er sie sanft nach dem Saale zurück. Das Gesicht Elvira's strahlte vor Wonne, aber auf der Stirn des Barons war eine leichte Wolke. Dachte er an das, was Oberst Du Pin über die Mexikanerinnen gesagt?—

2.

Ein nächtlicher Streifzug.

„Da bin ich unter eine schöne Bande gerathen!" murmelte Arnold von Wissenthal vor sich hin, während er, auf einem Stück Holz sitzend, die Hütte zeichnete, die ihm und seinen neuen Kameraden zum Aufenhalt diente. „Das geht noch über die Briganten. Jeder von diesen Kerlen ist ein Teufel. Was mögen die meisten von diesen Menschen für eine Vergangenheit haben?"

Er blickte dabei seitwärts nach einem Haufen Männer, die vor einer Bambushütte lagen und theils mit abgenutzten Karten spielten, theils rauchten, theils in den lässigsten Stellungen der süßen Faulheit pflegten, — eine Gruppe, würdig der Feder eines Cervantes, oder des Pinsels eines Murillo oder Salvator Rosa. Da fehlte kaum irgend eine Nation Europa's: der schwedische Matrose, der sein Schiff aus irgend einem Grunde verlassen, lag neben dem Negerhändler aus der Havannah, dessen Vermögen mit seiner afrikanischen Schiffladung zu Grunde gegangen; Flibustier, der mit Walker ausgezogen, Cuba den Spaniern zu nehmen, spielte Karte mit dem Spanier, den eine unglückliche Liebe — wie er sagte!—der Heimath und der süßen Siesta von Sevilla entfremdet; zwei Goldsucher die in Californien mehr Revolverschüsse als Gold gefunden, schauten ihnen über die Schulter; neben ihnen plauderte ein Yankee, der das „freie" Mexiko angenehmer fand, als die Polizei New York's, mit dem louisianischen Pflanzer, dem die „damned Yankees" seine ganze Baumwollen-Erndte verbrannt hatten. Franzosen, Griechen, Italiener, Schweizer, Spanier, Holländer, Südamerikaner, Alles hatte sich hier zusammengefunden zu einem Kampfe, der freilich die schrecklichsten Todesgefahren, aber auch gerade diejenige Aufregung bot, welche diese Menschen liebten, bei denen nicht immer eine zweideutige Vergangenheit, sondern auch oft, wie bei unserem deutschen Baron, ein unüberwindlicher Hang nach dem Fremden und Seltsamen der Beweggrund ihres Eintretens in diese Schaar gewesen.

Ihre Kleidung war die mannichfaltigste von der Welt. Noch trug die französische Guerilla keine Uniform. Jeder war in dem Anzug, den er von Europa mitgebracht, oder den er in der Havannah oder in Veracruz gekauft, und daß diese Anzüge bei dem mexikanischen Lagerleben und in den schmutzigen Kneipen des Landes weder rein noch neu geblieben, sah man deutlich genug. Wissenthal, der heute eine Jacke und Beinkleider von braunem Leder trug, nach der Sitte der einfachen Grundbesitzer des Landes — sah noch am saubersten aus, um so mehr, da es ihm bis jetzt, wenn auch mit unendlicher Mühe, gelungen war, seine Wäsche in leidlichem Zustande zu erhalten.

Die französische Guerilla hatte sich in Medellin — nicht fern von Vera-Cruz — versammelt und sollte von hier aus ihren ersten Streifzug gegen die Mexikaner unternehmen. Gezogene Karabiner, Pistolen, Säbel, Tornister und Patrontaschen waren aus Veracruz eingetroffen, für die Reiter hatten die großen Grundbesitzer (Hacienderos) wohl oder übel Pferde hergeben müssen, genug, es war Alles, bis auf die Uniformen, in „Ordnung" und es konnte jeden Tag losgeschlagen werden.

Medellin, am linken Ufer des Rio de Jamapa, liegt ganz freundlich inmitten eines fast undurchdringlichen Waldes von Orangenbäumen und ist ein Lieblingsaufenthalt für die Vergnügungslustigen und namentlich für die Spieler von Veracruz, die es mit der neuangelegten Eisenbahn leicht erreichen können. Aber seine wenigen Häuser nutzten den Guerillas nichts, denn es war in ihnen kein Raum für diese „Bande"; auch mußte das Corps zusammenbleiben, da die Mexikaner jede Nacht kleine Angriffe machten. Es war der französischen Guerilla also nichts weiter übrig geblieben, als in einem sogenannten „Coralo" zu kampiren, einer Umzäunung aus Pfählen, in denen man gewöhnlich die Pferde aufbewahrt. Innerhalb dieses Corals hatten sich die Guerilleras des Obersten Du Pin einige Bambushütten errichtet und verbrachten ihre Zeit mit Nichtsthun—denn auch dem Liebäugeln mit dieser oder jener Mexikanerin konnte kaum eine andere Bezeichnung gegeben werden, da selbst die keckten Burschen sich wohl hüteten, eine ernste Bekanntschaft anzuknüpfen und sich den dabei unvermeidlichen Dolchstößen auszusetzen.

Plötzlich sprang die Schaar empor. Am Eingange des Corals zeigte sich eine derbe, kräftige Gestalt mit einem breitkrempigen Sombrero (Stroh- oder Filzhut), einem schwarzen, pelzbesetzten Rock, gelbe Stiefeln mit den riesigen mexikanischen Sporen an den Füßen, den Revolver im Gürtel und eine Menge Ordens-Dekorationen auf der Brust. Es war der Oberst Du Pin, der mit leichtem Gruße auf seine Wohnung zuschritt—ein auf Bambusstäben errichtetes Zelt. Mit dem Oberst war nicht gut „Kirschen essen"; er hatte erst gestern einen Freischärler, der gegen einen seiner Kameraden allzu unvorsichtig von seinem Revolver Gebrauch gemacht, nach Vera Cruz in das Gefängniß von San Juan d'Ulloa schicken lassen; denn der Eid war geleistet und er begann in dem einfachen Gelübde, dem Obersten zu gehorchen; einer der ersten Befehle Du Pin's aber war selbstverständlich das Verbot jedes Zwistes gewesen.

Als der Oberst vorübergegangen und in sein Zelt getreten war, gaben sich die Meisten gähnend und sich reckend ihrer trägen Ruhe wieder hin, die nur durch das Erscheinen eines Eingeborenen, und zwar eines Spaniers, unterbrochen wurde. Der Mann sah sehr blaß, düster und traurig aus. Er fragte nach der Wohnung des Obersten und da dieser gerade wieder vor sein Zelt trat, so führte man den Mann zu ihm und die Guerilleros hörten einen Theil des Gesprächs.

„Wollen Sie mich rächen?" redete der Spanier den Obersten an. „Ich will Ihnen einen Weg weisen, auf dem Sie die Schlupfwinkel Don Juans Pablo's, dieses blutdürstigen Henkers und ersten Adjutanten Don Manuel d'Arosta's, finden können, wo möglich ihn selbst. Ich habe hier in den Bergen ein Häuschen und zog Früchte, die ich nach Medellin und Veracruz trug; die Schurken wußten, daß meine Gesinnung spanisch ist. Gestern hat mich Don Juan Pablo überfallen. Man hat mich an einen Pfahl gebunden und vor meinen Augen meiner achtzehnjährigen Frau, die ich in der Havannah geheirathet, Gewalt angethan, ihr den Leib aufgeschlitzt und mir das sechs Monate alte Kind ins Gesicht geworfen. Sie begreifen, Oberst, was ich von Ihnen will und weshalb ich mir nicht selbst eine Kugel durch den Kopf geschossen. Ich will Ihnen die Schlupfwinkel dieser Hunde zeigen und vielleicht können Sie das ganze Schlangennest ausnehmen, denn ich hörte, daß Sie eine Partie Monte verabredet hätten."

Der Oberst winkte dem Manne, der sich Perez Lorenzo nannte, mit ihm in das Zelt zu treten, und eine halbe Stunde darauf erhielten die Offiziere die Weisung, sich nach einem Vergnügungshause zu begeben und einen Ball zu improvisiren. Von Sonnenuntergang an war denn auch die ganze weibliche Welt von Medellin dort versammelt und die Offiziere der französischen Guerilla erfüllten die angenehme Pflicht, die ihnen Oberst Du Pin auferlegt, mit dem redlichsten Eifer. Daß einzelne von ihnen ungefähr um zehn Uhr verschwanden — unter ihnen auch Baron Arnold von Wissenthal, der interimitistisch Lieutenantsrang, aber ohne Kommando, besaß—bemerkte man in dem allgemeinen Gewühl gar nicht. Aber diese Offiziere begaben sich still zuerst nach dem Eisenbahnhof, in dessen Nähe das Rendezvous verabredet worden. Dort erwartete sie bereits Oberst Du Pin mit einer kleinen Schaar, welche theils aus Guerilleros, theils aus Soldaten der regulären Garnison von Medellin bestand und einige Reiter, fünfzig Infanteristen und zwanzig Füsiliere vom Marine-Regiment zählte. Perez Lorenzo, der als Führer dienen sollte und mußte, fehlte natürlich nicht.

Im tiefsten Schweigen und tiefsten Dunkel ritt der Oberst die kleine Schaar entlang und ermahnte sie zur Vorsicht, Ausdauer und Behutsamkeit. Kein Schuß sollte abgefeuert werden, ehe nicht der Befehl dazu gegeben. Aus der Ferne klangen die Geigen und Guitarren des Ballsaales herüber. Es ließ sich annehmen, daß der Abmarsch der kleinen Expedition bis jetzt unentdeckt geblieben, obgleich dies sehr schwer war, denn die Bewohner von Medellin und die Spione der einheimischen Guerilla belauerten jeden Tritt und Schritt der französischen Guerilla. Die Indianer z. B., die aus der Umgegend Früchte nach Medellin brachten, galten mit Recht für eben so viele Spione der Mexikaner.

Ein Nachtmarsch in den Wäldern von Mexiko ist kein Kinderspiel, namentlich in jenen heißen Gegenden (terras calientes) an der Küste, wo die tropische Vegetation in all' ihrer Ueppigkeit, mit all' ihren Schling- und Schmarotzerpflanzen, mit ihren Luftwurzeln und hohen Farrenkräutern wuchert. Ein solcher Marsch rückt nur langsam vor. Schmale Pfade, kaum für das Maulthier zu gebrauchen, ziehen sich durch die Wälder und oft genug müssen Baumstämme aus dem Wege geräumt und dichte Hecken mit der Art durchbrochen werden. Manche der nesselartigen Pflanzen sind sogar gefährlich und bringen durch die bloße Berührung der Haut Geschwulst und Lähmung hervor. Dazu kein Schimmer von Licht, denn selbst das Leuchten des prachtvollen Sternenhimmels drang nicht durch das Dach der dichtstehenden Bäume und Sträucher.

Arnold, obwohl sonst ein guter Reiter, hatte es vorgezogen, sich der Infanterie zutheilen zu lassen, da er kein Pferd besaß, auf das er sich verlassen kennte, und sich sicherer auf seinen eigenen Beinen fühlte. Diese Nachtparthie hatte einen eigenen Reiz für ihn. Mann ging hinter Mann, dann folgten die Reiter. Nur geflüstert wurde, an Rauchen war nicht zu denken. Das Pfeifen und Heulen der Nachtvögel war die einzige Musik, die sie begleitete, und wer mochte sagen, ob diese Töne nicht Signale des Feindes seien, der jeden Augenblick aus einem Hinterhalte hervorbrechen konnte? Seinen gezogenen Karabiner im Arm, schritt Arnold langsam und vorsichtig dahin. Er dachte an längst vergangene Zeiten, an das friedliche Leben der Heimath und den vielleicht ruhmlosen Tod, der ihn hier erwartete. Plötzlich fiel ihm auch Donna Elvira ein........

Er hatte sie nicht vergessen — dazu war sie in der That zu schön gewesen und hatte dem jungen Fremdling eine zu leidenschaftliche Hingebung gezeigt; jugendliche Eitelkeit vergißt ein derartiges Entgegenkommen nicht leicht. Es gab sogar Stunden, in denen ihn ein gewaltiges Sehnen nach dem reizenden Geschöpf ergriff, dessen Blicke so verführerisch schmachtend, so liebeskrank waren, und dessen rothe Lippen so feurig, so verlangend zu küssen wußten. Andererseits aber hatte er sich nie die Gefahr verhehlt, die für ihn darin lag, der Nebenbuhler eines Don Manuel d'Arosta zu sein. Er hatte Manches über diesen Mann erfahren, der für einen der tollkühnsten und tapfersten, aber auch grausamsten Kreolen galt. Ob derselbe irgend einen Grund habe, Donna Elvira den Hof zu machen, hatte er nicht in Erfahrung bringen können. Aber er zweifelte nicht daran, daß sich d'Arosta seines Nebenbuhlers auf jede Weise zu entledigen suchen werde, und möglich war es immerhin, daß Donna Elvira den kühnen Guerillero, dessen Name in aller Munde war, vorher begünstigt hatte. Don Cardello, der Vater Elvirens, galt übrigens für einen sehr lauen Anhänger der französischen Intervention, für einen Mann, der nur deshalb nicht offen das Banner der liberalen und unabhängigen Mexikas ergriff, weil die Mehrzahl seiner sehr ausgedehnten Ländereien und Viehzüchtereien in demjenigen Theile des Landes lag, der von den Franzosen bereits besetzt war.

Arnold von Wissenthal hatte deshalb nicht im Ernste daran gedacht, das Versprechen zu halten, das er Donna Elvira beim Abschied in Orizaba gegeben. Auf der Hacienda ihres Vaters wollte er sie keinenfalls besuchen; ein ungnädiger Empfang von Seiten des alten Cardello wäre ihm sicher gewesen. Aber Elvira hatte davon gesprochen, daß sie einige Wochen auf einer kleinen, sehr schön gelegenen Besitzung ihres Vaters zubringen werde, wo sie nur unter der Obhut einer alten Verwandten stehe, die ihr jede Freiheit gestatte. Doch war ihm der Name dieser Besitzung entfallen und überdies hatten die ersten Wochen des Lagerlebens in Medellin und eine dort angeknüpfte Bekanntschaft mit der Wittwe eines französischen, in einem kleinen Gefechte gefallenen französischen Offiziers, ihn viel zu sehr zerstreut, als daß er an die „Nina" zurückgedacht hätte. Arnold von Wissenthal gehörte zu den sehr häufig vorkommenden jugendlichen Naturen, die das Weib im Ideal sehr hoch stellen und von dem schönsten Glück des Lebens an der Seite einer tugendhaften, engelreinen Gattin träumen, inzwischen aber, vom Hauche leichter Erregsamkeit bewegt, jede Blume zu pflücken, die ihnen ihre schimmernde Blüthe verlockend entgegenneigt. Er war ein Mann des Augenblicks, nur die Gegenwart hatte Recht bei ihm.

Seltsam genug deshalb, daß gerade bei diesem eigenthümlichen Nachtmarsch eine heftige Sehnsucht nach den warmen und weichen Armen Donna Elvira's in ihm aufstieg. Ihr Bild, wie sie an dem Ballabend an seiner Brust geruht, ihn mit den feuchten Augen angeblickt, in denen die Verheißung jeder Seligkeit schimmerte, stand plötzlich so lebendig vor ihm, daß er hätte in die Luft greifen mögen, um es an sich zu ziehen. Er schalt sich einen Thoren, daß er sein Glück so kalt von sich gestoßen. Wenn ihn aus dem Hinterhalt eine Kugel traf—wer fragte nach ihm, wo, wann und weshalb er gestorben? Weshalb also nicht das Leben, das er so leicht nahm, wagen, um einige Tage in den schönsten Armen einen Rausch zu trinken, wie ihn die Zukunft vielleicht nimmer mehr bot?

Das Stutzen der Kolonne, der leise Ruf: „Vorsicht! Vorsicht!" gaben seinen Gedanken schnell eine andere Richtung. Die kleine Schaar mochte drei oder vier Stunden marschirt sein und hatte jetzt das Ende des Waldes, oder vielmehr den Anfang einer Lichtung erreicht, an deren sie sich in tiefstem Schweigen, mit der größten Behutsamkeit formirte. Hin und wieder schimmerte in der Entfernung von einigen hundert Schritten Licht; auch gewährte hier der Sternehimmel Klarheit genug, um die Gegenstände in ihren allgemeinen Umrissen erkennen zu lassen.

Der Oberst Du Pin sprach noch einmal mit Perez Lorenzo, und gab dann den Befehl, daß die Reiter vorsprengen und die Hütten, von denen das Licht herüberschimmerte, umzingeln sollten. Die Infanterie sollte im Lauf folgen. Zu schießen war verboten, nur die blanke Waffe, Bayonnet, Säbel, Dolch sollte benutzt werden.

Die Reiter sausten fort. Arnold befand sich neben den Offizieren, welche die Infanterie führten. Eine Vedette der Mexikaner wurde überrumpelt, ehe sie ihr Gewehr hatten abfeuern können. Während einige Soldaten dem Manne, der sich wie ein verwundetes Thier wehrte, den Mund zubanden und ihn fesselten, betrat Arnold mit einer andern Schaar eine der nächsten Hütten.

Es war die einzige, in der man ein lebendiges Wesen fand — auffällig genug, da doch eine Schildwache ausgestellt gewesen war und Licht in den Hütten brannte—und dieses Wesen war eine alte Indianerin von abschreckender Häßlichkeit. Sie schien so eben aus dem Bett gesprungen zu sein und war mit nichts weiter bekleidet, als einem isabellfarbenen Hemd und einer gewaltigen Krinoline von einer Art Nesseltuch.

„Heraus mit der Sprache, alte Hexe!" donnerte sie einer der Offiziere in spanischer Sprache an. „Wer war hier? Wer ist hier? Warum brennt Ihr Licht?"

Die Alte bekreuzte sich, schüttelte den Kopf und schnatterte viel in einem unverständlichen Kauderwelsch, aus welchem jedoch die in die Landessprache Eingeweihteren so viel entnahmen, daß sie geschlafen habe und durch die Ankunft der fremden „Caballeros" geweckt worden sei. Einer der „Caballeros" war naseweis genug, das Bajonet seines Karabiners in die Tiefe der Krinoline zu versenken, worauf ein wüthender Fluch erfolgte. Einen Moment später sprang ein Mexikaner, gestiefelt und gespornt, den Revolver in der einen, den blitzenden Dolch in der andern Hand, unter der Krinoline hervar und stürzte sich auf die Franzosen, die vor Staunen und Lachen die Vertheidigung fast vergaßen. Nicht am wenigsten erstaunt war Arnold, denn er hatte in dem Kreolen seinen Nebenbuhler, Don Manuel d'Arosta erkannt.

Edelmüthige Naturen werden auch bei persönlicher Gefahr die Großmuth nie vergessen. Wäre d' Arosta nicht sein Nebenbuhler, möglicherweise der frühere Geliebte Donna Elvira's gewesen, so hätte Wissenthal den Kreolen niederschießen können, wie ein Stück Wild, denn er hielt gerade seinen Revolver gespannt in der Hand. Aber der Gedanke, er habe es hier mit einem Manne zu thun, der ihm persönlich zuwider war, lähmte seine Hand und er erhob das Pistol nicht. Don Manuel seinerseits schien den Deutschen ebenfalls zu erkennen und warf ihm einen blitzschnellen Blick des Hasses zu, als er an ihm vorübersprang. Die Offiziere und Soldaten eilten ihm sogleich nach; Arnold begnügte sich der verrätherischen Indianerin einen deutschen Fluch an den Kopf zu werfen und folgte dann den Verfolgern d'Arosta's vor die Hütte.

Der Kreole war ergriffen worden, Revolver und Dolch hatte man ihm aus der Hand gewunden. Aber er vertheidigte sich mit einer Kraft und Behendigkeit, die es unmöglich machten, ihn zu binden. Wie eine Schlange wand er sich zwischen den Soldaten und biß den einen derselben so heftig in den Arm, daß er laut aufschrie und den Arm d'Arosto's fahren ließ. Dieser schüttelte sogleich die andern beiden Soldaten, die ihn fest hielten, ab und sprang wie ein gehetzter Caguar davon, hinein in die Dunkelheit und dem Rande einer Barranca [Felsenschlucht] zu. Zwei Soldaten ließen sich durch diese Flucht hinreißen, ihre Karabiner anzulegen und zu feuern.

„Mille Tonnerres!" fluchte Oberst du Pin, der jetzt herbeigeeilt war „verdammte Thoren!—jetzt entwischt uns das ganze Nest. Was ging euch dieser eine Bursche an, Ihr Narren, daß Ihr Lärm um ihn machen müßt!"

„Er war allerdings ein Dutzend Anderer werth," sagte Arnold Wissenthal. „Es war Don Manuel d'Arosta, der Chef der mexikanischen Guerillas.

„Das wäre der Teufel!" rief der Oberst. „Und Sie ließen ihn entwischen?"

„Es thut mir leid genug, um so mehr, da ich persönlich mit ihm ein Hühnchen zu pflücken hatte," sagte Arnold verdrießlich denn er hatte jetzt eingesehen, daß er eine Thorheit begangen.

„Allons! En avant! Auf jenes große Haus zu!" rief jetzt der Oberst und eilte den Uebrigen voran. Als die ganze Schaar dort angelangt war, und das Haus, das, wie man trotz der Fensterläden sah, im Innern hell erleuchtet war, umstellt hatte, drang eine Abtheilung der französischen Guerilleros in die Thür. Aber es war zu spät. Die Karabinerschüsse hatten die Spieler, die sich hier zu ihrer Partie Monte vereinigt, bereits auseinander getrieben und man fand nur eine Anzahl Piaster auf dem Tisch, ein Büffet mit den trefflichsten Weinen und Liqueren und einige indianische Diener. Die Aussagen der Letzteren verstimmten den Obersten sichtlich, denn er erfuhr, daß fast sämmtliche Häupter der mexikanischen Guerilla hier versammelt gewesen seien.

(Fortsetzung folgt.)

☞ Die County Court wird Morgen in Sitzung sein.

☞ Während der Sitzung des Criminalgerichts in Spencer County wurden viele Fälle verhandelt und Bedford Asch wegen Pferdediebstahls zu drei Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt.

☞ Heute ist der Sonntag Misericordias Domini und wird an demselben in der St. Petri Kirche durch Hrn. Pfarrer Waldmann die feierliche Confirmation der Schüler vollzogen werden. Die Gemeinde hat unter Pfarrer Waldmann einen großen Aufschwung genommen.

☞ Der Prozeß gegen John H. Schultze, wegen Nothzuchtsversuchs auf Jeanette Schantz, wird am Montag Morgen im Polizeigericht verhandelt werden. Eine große Anzahl Zeugen, welche den guten Charakter des Angeklagten beweisen sollen, wurden vorgeladen.

☞ Butchertown. In der St. Josephs-Kirche zu Butchertown werden heute Morgen um 9 Uhr die Kinder die erste hl. Communion empfangen. Es ist das alljährlich eine Feier, einladend für die Eltern und Angehörigen der Kleinen. Nachmittags um 3 Uhr ist die feierliche Erneuerung der Taufgelübde.

☞ Ein junges sechszehnjähriges Mädchen, Namens Alice Purdy, welches mit ihrer Mutter in Clevs wohnt, machte am Donnerstag Nachmittag ihrem Leben in den Fluthen des Ohioflusses ein Ende. Dieselbe befand sich auf Besuch bei ihrer Schwägerin in einem kleinen Orte an der Ohio und Mississippi Eisenbahn, genannt Gravel Pit, und machte an dem genannten Tage in Gesellschaft eines kleinen Mädchens einen Spaziergang. Als Je in der Nähe des Flusses angekommen war, schickte sie das kleine Mädchen mit einem Briefe zurück.

Derselbe war an einen jungen Mann gerichtet, mit dem sie verlobt war, und erklärte sie darin, daß sie beabsichtige, sich das Leben zu nehmen, und möge er ihr in Liebe gedenken. Da der Brif unter so verdächtigen Umständen abgegeben war, so wurde er von der Schwägerin des jungen Mädchens erbrochen. Durch den Inhalt alarmirt, stellte man sofort Nachforschungen nach dem Mädchen an, fand jedoch nur ihren Hut und Shawl am Ufer des Flusses liegen. Den Leichnam hat man bis jetzt noch nicht entdeckt.

☞ Der Preiskampf zwischen John Keating und John Hollywood, der am nächsten Montag in der Nähe von Cincinnati stattfinden sollte, ist plötzlich auf Hinderniß gestoßen. Der Sheriff nahm vorgestern einen Verhaftsbefehl vor Squire Rose heeraus und verhaftete Keating im Buckeye Haus und Hollywood zu Shady Grove an der Colerain Pike und brachte beide gegen 3 Uhr Nachmittags vor Richter Murdock.

Keating und Hollywood gestanden beide zu, daß es ihre Absicht sei, zu kämpfen, sagten aber, daß der Kampf außerhalb des Staates stattfinden sollte.

Der Richter bemerkte, daß aus den in dem Fall vorgelegten Affidavits hervorgehe, daß die Parteien sich für einen Kampf in diesem County vorbereiteten und in solchem Falle bestimmte das Gesetz, daß sie unter Bürschaft im Betrage von nicht unter $5000 und nicht über $10,000 gestellt werden sollten. Das Gericht setzte daher die Bürgschaft auf $5000 fest.

Die Kämpfer baten um Zeit, um ihre Advokaten azustellen.

Der Richter gewährte dies, und als nach einiger Zeit des Wartens kein Advokat erschien, drückte der Richter seine Ungeduld aus.

Keating bat dann, für sein Erscheinen am nächsten Morgen unter Bürgschaft gestellt zu werden.

Der Richter erklärte, daß das Gesetz dies nicht gestatte. Es sei ein besonderes Statut, und dasselbe verlange sofortiges Einschreiten.

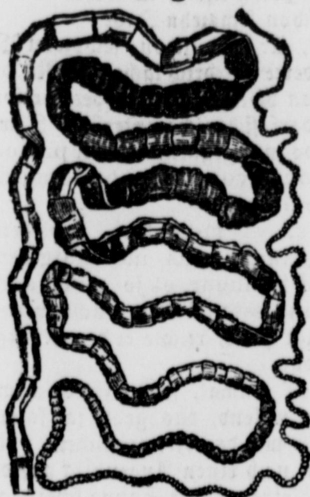
Jetzt erschien Herr Powell als Anwalt für die Kämpfer und argumentirte die Frage vor dem Richter, indem er beanspruchte, daß die Parteien kein Vergehen begangen hätten, für das sie in Gewahrsam gehalten werden müßten; daß die Legislatur von Ohio kein Gesetz gemacht habe und machen könne, um Jemand zu verhindern, in einem andern Staat zu kämpfen, und daß hier die ausdrückliche Erklärung vorliege, daß der Kampf nicht in Ohio stattfinden solle.

Richter: Wir sind der Ansicht, daß die Vorbereitungen für einen solchen stattzufindenden Kampf unter dem Gesetz zu einem guten Grund der gerichtlichen Verfolgung gemacht wird, auf welche hin die Parteien verhaftet und unter Bürgschaft gestellt werden können. Wenn aber Freunde der Verhafteten vielleicht bereit sind, ihre Theorie anzunehmen und $5000 Bürgschaft zu stellen, so können sie ja den Bond unterschreiben.

Die Pugilisten beriethen sich dann mit ihren Freunden und während der Berathung erklärte Richter Murdock, daß er beschlossen habe, die Bürgschaft für jeden auf $10,000 zu erhöhen.

Mehrere Patrone des Preisringes waren anwesend, aber sie schienen nicht geneigt zu sein, eine so große Summe zu riskiren, und in Ermangelung der Bürgschaft wurden die beiden Kampfhähne Keating und Hollywood in die Jail geschickt.

Der heutige Leitartikel im Anzeiger.



Städtisches und allgemeines Neuigkeits A-B-C.

A—m heutigen Tage finden sowohl in protestantischen wie katholischen Gemeinden Confirmationen statt.

B—ücher, namentlich Schulbücher und Schreibmaterialien finden unsere Oberstädter in dem Store des Hrn. Phil. Michels, No. 130 Marktstraße, zwischen Preston und Floyd.

C—oncert vom Louisville Theater-Orchester wird heute Nachmittag im Woodland Garten stattfinden. Hr. Strube hat für die leiblichen Bedürfnisse seiner Gäste die beste Vorsorge getroffen.

D—as Louisville Hotel wird gegenwärtig durchweg neu renovirt und angestrichen.

E—ine neue Methodistenkirche soll in nächster Zeit an fünfzehnter und Greenstraße errichtet werden.

F—ür die Erbauung der Maysville und Paris, Ky., Eisenbahn werden die größten Anstrengungen gemacht und haben die Ingenieure die Vermessung dieser Bahn beinahe vollendet.

G—roße Anstrengungen werden gemacht, um die Straßen der Stadt in einen reinlichen Zustand zu versetzen.

H—err John B. Straßburg, seit 26 Jahren als Clerk in der hiesigen Post-Office beschäftigt, feierte gestern im Kreise seiner Freunde sein jährliches Jubiläum.

I—n der Chancery Court sind 173 Advokaten registrirt, welche vor dem Gericht plaidiren können.

K—och u. Leonhard, die bekannten Großhändler in Weinen und Liqueuren, erhielten letzte Woche neue Importe dieser Artikel und sind bereit, ihre Kunden mit dem Besten zu bedienen.

L—ouisville Garten. Dieser schöne Vergnügungsplatz, durchaus renovirt, steht heute dem Publikum zum Besuche offen. Erfrischungen der besten Art sind vorhanden.

M—it gutem Bier und einer schönen Aussicht ist jedenfalls die Phönix Hill versehen. Wer sich gut amusiren will, sollte den Garten besuchen.

N—olte u. Bro. haben an Nordseite Marktstraße, zwischen dritter und vierter, ein elegantes Kleidergeschäft eröffnet und sind mit den neuesten und modernsten Kleiderstoffen versehen. Das Bestreben der Firma ist, ihren Kunden nur genau passende und gut gearbeitete Kleidungsstücke zu liefern. Das Lager von Gents Furnishing Goods ist vollständig assortirt.

O—ster-Sonntag war ein sehr unfreundlicher und war der Löwengarten trotzdem gut besucht. Heute wird hoffentlich der Wetter-Clerk uns bessere Witterung bescheeren, um den vielen Freunden des Löwengarten Gelegenheit zu geben, ihren Lieblingsort zu besuchen. Hr. und Mad. Ehret haben sich mit allem Nothwendigen vorgesehen.

P—hotographien und alle andere Sorten von Bilder, aus dem Atelier des Hrn. Klauber, Marktstraße, zwischen zweiter und dritter, erregen gerechtermaßen die Bewunderung Aller, welchen sie zur Ansicht kommen. Hr. Klauber ist durch die Vergrößerung seines Ateliers befähigt, allen Ansprüchen zu genügen.

Q—uittenbäume stehen jetzt in voller Blüthe und haben durch den Frost nicht gelitten.

R—eelle und billige Einkäufe können unsere Damen in dem eleganten Etablissement des Hrn. Rauchfuß, Ostseite vierter Straße, zwischen Markt und Jefferson, machen. Das Waarenlager ist vollständig assortirt und finden unsere schönen Leserinnen dort Corsette verschiedener Art, Spitzen und sonstige Artikel, welche verlangt werden.

S—onntags gewöhnlich unternehmen eine große Anzahl der Bewohner der oberen Stadt einen Erholungs-Ausflug auf der Bardstown Turnpike, und rathen wir Denjenigen, welche einen guten Labetrunk genießen wollen, bei Hrn. John B. Hermann einzukehren.

T—reffliche Arbeiten in seinem Fach liefert Hr. Julius Lehnert, der wohlbekannte Büchsenschmied an sechster Straße, zwischen Markt und Jefferson. Seine Gewehre, namentlich seine Hinterladungs-Jagdgewehre haben sich einen allgemeinen Ruf erworben.

U—eber die Vorzüglichkeit der Grocery Artikel des Hrn. G. Lückel u. Bro. herrscht am Broadway in der oberen Stadt nur eine einstimmige Meinung und diese lautet: vortrefflich und billig. Außerdem hat die Firma eine Heuwage errichtet und garantirt deren Richtigkeit.

V—ortreffliche Bedienung, gute gesunde Kost, reinliche Betten und luftige Zimmer finden Reisende sowohl wie Kostgänger in dem Hause des Herrn Wm. Spieth (früher Ehrmann's Tavern), an Marktstraße, zwischen Floyd und Preston. Hr. Spieth hat ebenfalls ein vortreffliches Glas Cincinnati Lagerbier vorräthig.

W—asserwerke. Eine Ausdehnung der Röhren dieser Anstalt wird dringend für nöthig erachtet und wird der Stadtrath diese Frage in Berathung ziehen.

X—X Ale wird gegenwärtig beständig in vielen Familien gehalten.

Y—oung, ein von den Polizei-Commissären ernannter amerikanischer Polizist, erhielt seinen Namen von dem Anzeiger in Jung germanisirt.

Z—werge. Die rühmlichst bekannten drei Zwerge, Gesangs-Komiker, werden am Donnerstag Abend in Weisiger Halle Gastvorstellungen beginnen.

☞ Bairische Pappsäcke.—Ueber dieses Thema gibt uns der Louisviller Anti-Pappsack folgende Aufschlüsse:

„Woher dieser Spottitelname stamme, möge aus den folgenden Reminiscensen aus der Wiederbesetzung der Rheinpfalz durch die Baiern im Jahre 1849 erhellen, welche gegen 20,000 Mann stark in dieser Provinz einzogen, nachdem die Preußen bereits vorher den Feind, die Freischaaren, nach allen Winden zerstreut hatten. Die Bewohner der Festung Landau nebst Umgebung wurden vorzugsweise durch Einquartirung dieser Helden heimgesucht und bei dem ohnehin spärlichen Wohnraume in letzterer Stadt wurden die Speicher und Schoppen zu Nachtquartieren improvisirt, ein Umstand, dem man sich zwar knurrend fügte, jedoch nur, um den Ansprüchen auf Küche und Keller mehr Nachdruck legen zu können. So erhielt nun auch ein unbemittelter Kappenmacher zwei Mann zur Einquartirung, deren Wohlbeleibtheit auf einen äußerst soliden Magen schließen ließ, und mit zerknirschtem Aerger mußten die kleinen Ersparnisse unseres unterjochten Pfälzers auf den Markt wandern, um der wohlbekannten Liebhaberei seiner Gäste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Hausfrau leistete in der That übermenschliches und der Tisch irotzte von Allem, was die pfälzische Kochkunst zu erdenken vermag, selbst ausgezeichneter Birkweilerer „1846" wurde in Schoppengläsern gereicht; aber unsern Gästen schien's nicht sehr zu munden und ungeachtet Schüsseln und Teller geleert, konnten dieselben nicht umhin, mit derben Worten darauf hinzudeuten, daß sie hinfür auch „Mä-lspeisen" auf dem Tische zu sehen wünschten und „a bess'res Bier", wie das vorgesetzte, das „a ganz curioses Bier sei und gar keinen Schaum ansetzt". Auch hiefür versprach unser Wirth Sorge zu tragen. Zufällig mußte derselbe für sein Geschäft Mehlpappe kochen und brachte dieselbe zur Abkühlung in den Speiseraum, woselbst zu gleicher Zeit unserer Landesvertheidiger Nachtquartier sich befand. Als dieselben kurz darnach vom Appell zurückgekehrt in der Ecke den Eimer, mit dem dampfenden Stoffe angefüllt, gewahrten, machten sich dieselben mit aller Herzenslust über den pfälzer Brei her und in kurzer Zeit war der ganze Inhalt verschwunden.

Wer beschreibt den Schreck unsres Wirthes als er kurz darauf seinen Kleister holen wollte und den leeren Eimer fand? Mit ängstlichen Blicken musterte er die in Dimension zugenommenen Leiber seiner Gäste die ihn auch nicht länger in Ungewißheit über das Geschehene ließen und auch seine Bemerkung, daß es ihnen wohl bekommen möge, nur lakonisch erwiederten, „aber hören's, der Brei war sehr gut aber er war nid g'solzen und nid g'schmolzen und an Löffel hätten's d'zu läg'n sollen—!"

Daß der Genuß dieses ungesalzenen Stoffes seine Wirkung nicht verfehlte war vorauszusehen, um so mehr als im Laufe des Nachmittags noch einige Maaß echten Bieres vom Wirthe hinaufgesandt worden.—Als jedoch unsere Gäste zum Abendessen nicht erschienen, begab sich unser besorgter Kappenmacher zur Speisekammer und fand deren Thür bereits verschlossen. Ein wiederholtes Stöhnen und Aechzen deutete dem geängstigten Lauscher an, daß dieselben sich zur Ruhe begeben und bereits zum bedenklichsten Stadium des Verdauungsprozesses angelangt waren.—Schon war er im Begriff einen Arzt herbeizuholen als der Eine in aller Gemüthsruhe durch den Ausdruck „O wär i umwälzt" seiner verhängnißvollen Situation Luft zu machen suchte — worauf der Andere hierdurch aus seinem Agonismus aufgeschreckt — die kaum vernehmlichen Worte: „wie mog'ß nur reden," stammelte.—Drauf ward es still und beruhigt über den Zustand seiner Gäste überließ der Wirth dieselben ihrem eigenen Geschicke. Was die Folgen des Genusses jener „ungesalzenen pfälzer Mehlspeisen" an jenen Pappsäcken gewesen sein mag, davon schweigt die Geschichte.

☞ Herr Jacob Zahner hat an Nordseite Jeffersonstraße, zwischen erster und zweiter, eine elegante Wirthschaft eingerichtet und wird dieselbe morgen mit einem delikaten Lunch eröffnen.

Verhandlungen des Polizeigerichts.

(Vor Richter E. S. Craig.)

Samstag, den 1. April 1868.

John Joyce, wegen Betrunkenheit vorgeführt, wurde entlassen.

Frank Norley, alias Chas. Warren, wurde wegen Raubangriff auf Jacob Miller unter $800 Bürgschaft an die Grand Jury verwiesen.

Geo. Smith, Farbiger, wurde von einer Jury als wahnsinnig erklärt und unter Aufsicht von dem Polizisten Blunk nach Lexington gesandt.

Der Prozeß gegen L. Meyers, beschuldigt, von Henry Carter $100 gestohlen zu haben, wurde bis Montag verschoben und der Angeklagte unter $300 Bürgschaft gestellt.

☞ Christ. Haupt's Salon, das beste und billigste Glas Wein.

☞ Reisenden nach Cincinnati empfehlen wir das „Hummel Haus", an Mainstraße, nahe dem Canal gelegen, als Absteigequartier. Das Hotel ist elegant eingerichtet und finden Reisende dort nicht allein die freundlichste Bedienung, einen guten Tisch, sondern auch luftige und helle Zimmer.

☞ In der protestantischen St. Johanniskirche an der Ecke von Clay und Marktstraße wird Hr. Pfarrer Theodor Dresel heute Morgen einer großen Anzahl Kinder die Confirmation angedeihen lassen, wodurch sie befähigt sind, sich als Mitglieder der protestantischen Gemeinde zu betrachten. Die Ceremonien bei der Confirmation sind der Art, daß sie sich jedem jugendlichen Gemüth so tief einprägen müssen, daß sie nicht durch das das höchste Alter verwischt werden können.

☞ Neue Bäckerei und Confectionery.—Wie aus einer Anzeige ersichtlich hat Hr. J. Laib die früher von Hrn. G. A. Schimpff betriebene Confectionery, No. 100 Marktstraße, zw. Floyd und Prestonstraße, übernommen und wird dieselbe nachdem er den ganzen Store einer vollständigen Renovation unterworfen, morgen eröffnen.—Das Local ist hübsch und geschmackvoll ausgestattet und sind wir überzeugt, daß Herr Laib, ohnehin als guter Bäcker bekannt, nicht unterlassen wird, seine Kunden in jeder Beziehung zufrieden zu stellen.

☞ Liederkranz. Dieser Gesangverein macht großartige Vorbereitungen zu der am Montag, den 27. April, abzuhaltenden theatralischen Vorstellung, verbunden mit einem gemüthlichen Tanzkränzchen. Es ist lobenswerth, daß neben den gewöhnlichen Tanzvergnügen die Mitglieder dieses beliebten Vereins willens sind, ihren Freunden und Besuchern noch höhere Genüsse zu verschaffen, indem sie sich alle Mühe geben, diese Vorstellung in allen Einzelnheiten zu einer vollkommenen zu machen. Die Operette, betitelt: „Der Zopfabschneider", ist voller lustiger Schwänke und rathen wir jedem Freund eines derartigen Vergnügens, sich zeitig mit einem Ticket zu versehen.

☞ Ein deutscher Schauspieler in einer neuen Rolle. Am letzten Freitag wurde J. H. Schultz ein Schauspieler in der Turnerhalle, dem Polizeirichter auf die Anklage vorgeführt, Jennette Schantz, ein Mädchen von dreizehn Jahren, mißbraucht und dann entführt zu haben. Der Polizist Seay, welcher Schultz verhaftete, macht darüber folgende Angaben:

Jennette Schantz war als Dienstmädchen in der Turnerhalle beschäftigt und wurde vor ungefähr zwei Wochen, als die Familie des Hrn. Held ausgegangen war, von Schultz im hintern Zimmer allein gefunden. Dort umschlang er das Kind mit seinen Armen, warf es auf den Boden und beging ein unnennbares Verbrechen.

Das Mädchen erzählt, daß er nach wenigen Tagen, trotz ihres Bittens und Flehens, die schändliche That wiederholte.

Vor ungefähr einer Woche besorgte Frau Schantz für Jennette eine Stelle auf dem Lande. Schultz besuchte das Mädchen dort und überredete es, ihn nach einem Hause in der Nähe des Löwengartens zu begleiten, wo er für Kost und Logis gesorgt habe.

Als diese Thatsachen der Mutter des Kindes bekannt wurden, ersuchte sie den Polizisten Seay, mit ihr zu dem letzgenannten Hause zu gehen. Beim zweiten Besuche fanden sie dort das Mädchen, welches sofort zur Wohnung der Mutter geführt wurde.

Jennette ist in Folge der ihr von Schultz zugefügten Mißhandlungen dermaßen erkrankt, daß sie am Freitag nicht vor Gericht erscheinen konnte, weßhalb der Prozeß auf Montag verschoben und Schultz bis dahin unter $800 Caution gestellt wurde.

Obige Angaben macht das Mädchen.

Schultz versichert dagegen, daß er Jennette heirathen und auf die am „Salzflusse" gelegene Farm seines Onkels bringen wollte, wo sie so lange hätte bleiben können, bis sie majorenn geworden.

Wer von Beiden Recht hat, ob Klägerin oder Angeklagter, wird das Verhör am Montag ergeben.

Gestern Nachmittags wurde Schultz gegen den oben angegebenen Bürgschafts-Betrag auf freien Fuß gesetzt.

☞ Folgende Heiraths-Licensen wurden im Laufe der letzten Woche vom 10. bis 17. April ausgegeben:

Frank Block mit Magdalena Lambrecht.
Dennis McCarty mit Catharine Connert.
G. A. Schultz mit Lena Roehm.
Berthold Herm mit Pauline Heck.
Christian Miller mit Catharine Sann.
Jacob Sauger mit Caroline Lambert.
George Warner mit Lizzie Wetzel.
Anthony Rapp mit Mary L. Rheinlande.
B. Lyons mit Lena Grauman.
John Bohm mit Susan B Schmitt.
Wm. Rau mit Cath. Schmitt.
Samuel Reel mit Amelia Graba.
Fred. L. Mader mit Addio Johnson.
John Dunluvo mit Johanna Sullivan.
Alex. Kropp mit Monika Long.
J. J Taylor mit Letitia Owens.
Thos. Dennison mit Isabella Wyvils.
Jno. M Neehan mit Mary E. C. Lincon.
Charles E. Swain mit Mary E. Hodden.
Jno Meerman mit Regina Vollmer.
Jno. J. Naif mit Nina Fischer.
An Smisn mit Rosa Porkins.

☞ Aus Indianapolis wird Folgendes berichtet:

„Ein Bursche, Namens Zimmermann, der vor achtzehn Monaten noch in New Albany wohnte, war seiner Frau überdrüssig geworden, und als sie öfter heftige Nervenzufälle hatte, welche sie an Besorgung ihrer Hausarbeiten hinderten, gab er sie für irrsinnig aus und „fixte" es, daß sie hierher nach Indianapolis ins Staats-Irrenhaus gebracht wurde.

Achtzehn lange Monate mußte die arme Frau unter Wahnsinnigen Qualen der Hölle aushalten, ein Wunder, daß sie nicht wirklich wahnsinnig wurde! Das ruhige Wesen der vermeintlich kranken Frau zog endlich doch die Aufmerksamkeit der Aerzte auf sich, welche sie einer genaueren Untersuchung würdigten, in Folge deren sie am vorigen Freitag als vollkommen gesund entlassen wurde. Frau Zimmermann langte Tags darauf in New Albany an, um ihren Mann aufzusuchen, der sich während ihres Aufenthaltes hier nicht um sie bekümmert hatte. Herr Zimmermann war aber mittlerweile nach Cincinnati gezogen, wo er früher gewohnt hatte und hat dort den Besuch seines über alle Maßen schändlich behandelten Weibes zu erwarten."

☞ Aus Covington wird gemeldet: Während des Gewitters am Dienstag Morgen gegen 6½ Uhr wurden die Operateure in der Western Union Telegraph Office durch einen lauten Knall erschreckt, welcher das Gebäude erschütterte, und als sie in das Zimmer sahen, wo die Instrumente aufbewahrt werden, fanden sie es glänzend erleuchtet. Das Licht verschwand jedoch rasch und man fand dann, daß das Phänomen seine Entstehung dem Blitze verdankte. Kein Schaden von Bedeutung wurde angerichtet. In der Southern Thelegraph Office an Madison Straße wurde der Blitz durch die Drähte in das Gebäude geleitet, welcher die Einrichtung in Flammen setzte, welche jedoch noch eben zur rechten Zeit glücklich gelöscht wurden.

☞ Unglücksfall. Auf der Indianapolis und Cincinnati Eisenbahn in der Nähe der Smithstraßen Brücke in Cincinnati ereignete sich vorgestern Morgen ein höchst bedauerlicher Unfall. Ein Arbeiter der, genannten Bahn nämlich, Namens Davis Sullivan, war zu der genannten Zeit auf dem Geleise beschäftigt und wurde von einem Frachtzuge, dessen Annäherung er nicht bemerkt hatte, überfahren.

Das rechte Bein des Unglücklichen wurde in schrecklicher Weise zermalmt, so daß eine Amputation desselben unvermeidlich war. Derselbe befindet sich gegenwärtig in dem Hospital der barmherzigen Schwestern an der Lockstraße in Cincinnati in einer sehr kritischen Lage.

☞ New Albany Notizen. Im untern Theile der Stadt ereignete sich vorgestern ein Unglück, welches den Tod eines geachteten jungen Mannes durch Ertrinken zur Folge hatte. Gegen ein Uhr Nachmittags begaben sich Joseph Reese, Logue Reese, Wm. Groeshart und Stephen Cones in einem Nachen auf den Ohio River und begannen, als sie etwa hundert Schritte vom Ufer waren, im Nachen zu spielen, wodurch derselbe sich auf eine Seite neigte und umschlug. Alle Vier klammerten sich an den Nachen, jedoch verlor Joseph Reese seinen Halt und fand seinen Tod in den Wellen. Die andern drei entgingen durch Schwimmen mit knapper Noth dem Tode. Sobald die Nachricht laut wurde, entstand eine große Aufregung und wurden sofort Anstalten getroffen, um die Leiche des Verunglückten zu finden. Bis spät gestern Mittag waren jedoch alle Anstrengungen fruchtlos.

Dr. Wm. A. Scribner, der älteste Bürger New Albany's starb gestern um ein Uhr Mittags in seinem 68. Lebensjahre. Am zweiten Mai 1813 kam er mit seinen Eltern auf einem roh gebauten Flachboote nach New Albany und landete am Fuß von der jetzigen fünften Straße. Zu der Zeit waren nur drei Wohnhäuser auf dem Platze bewohnt, wo jetzt New Albany steht. Der Vater des Verstorbenen kaufte einen großen Theil des Landes, wo jetzt die blühende Stadt steht, von Cape. John Paul für zehn Dollars per Acker. Der Verstorbene war in seiner Profession ein sehr geachtetes Mitglied.

Die Berichte über eine gute Obsternte lauten äußerst günstig aus allen Theilen des Staates.

Omnibus.

Sonntagsblatt des Louisville Volksblatts.

Herausgeber: Wilhelm Krippenstapel.

Sonntag, 19. April 1868.

Die neue Zeit.

Historischer Roman.

Erste Abtheilung.

(Fortsetzung.)

Bist auch schon alt und schwach, Alkmene, sagte der König leise, wirst auch nicht mehr lange machen. Wir müssen uns Beide beeilen, wenn wir noch einen letzten Sonnenstrahl profitiren wollen. Komm, Alkmene! Wir wollen prominiren! Komm!

Das Windspiel sprang rasch auf seine schlanken Füße und folgte dem Könige, der langsam nach der Thür hinschritt nach seinem Schlafzimmer, um ein wenig Toilette zu machen für seinen Spazierritt.

Eine Viertelstunde später ging der König, gestützt auf die Arme seiner beiden Kammerdiener, durch die Gemächer dahin nach der Thür, an welcher vor der sogenannten grünen Treppe sein Lieblingspferd, der Condè, stand. Der Stallmeister und der Kammerherr du jour standen zu beiden Seiten der Thür, und unfern davon hielten zwei Reitknechte die Pferde der beiden Herren am Zügel.

Der König sah das mit einem raschen Blick und schüttelte unwillig sein Haupt. Keine Dummheiten und kein Pomp, sagte er gebieterisch. Ich will zu einer Dame reiten, die viel mächtiger ist, als die Könige dieser Welt. Wenn man zur Sonne geht, darf man nicht prunkend kommen mit Gefolge, sondern demüthig wie ein Bettler. Keine Suite! Meine beiden Reitknechte allein sollen mich begleiten.

Die beiden Herren warfen einander einen traurigen, verstohlenen Blick zu, aber sie wagten es nicht zu widersprechen, und boten dem Könige die Hände dar, um ihm beim Aufsteigen behülflich zu sein.

Aber ach, es war eine schwierige und traurige Aufgabe, den König sein Pferd besteigen zu lassen. Die Ehrfurcht verhinderte es, ihn hinaufzuheben, und die Schwäche des Königs verhinderte ihn, hinaufzusteigen. Man brachte endlich Stühle und Kissen herbei und stalpelte sie über einander, daß sie eine aufsteigende Erhöhung bis zu dem Sattel Condè's bildeten, auf welchen der König dann, geleitet von seinen Kammerdienern, hinaufschreiten und sich schwer und ungelenkig auf den Sattel niedergleiten lassen konnte. Der Condé, als wisse er, daß die höchste Ruhe nothwendig sei zu dem schwierigen Experiment, stand unbeweglich, und die Alkmene blickte mit klugen, forschenden Augen zu ihrem Herrn empor, der sich jetzt mühsam im Sattel richtete.

Aber jetzt, da er seinen Sitz eingenommen, da er auf dem Rücken seines Lieblingspferdes saß, jetzt hob der Condé auf einmal den Kopf höher empor und wieherte laut, als wolle er dem König seine Freude verkünden, daß sie wieder beisammen seien. Alkmene hatte wohl die Freudenbezeigung des Condè verstanden, und wollte nicht hinter ihm zurückbleiben, denn sie brach in ein lautes, fröhliches Gebell aus, sprang in fröhlichen Sätzen um das Pferd und seinen Reiter, der eben die Zügel in die Hand nahm und durch einen leichten Schenkeldruck dem klugen Thiere das Zeichen gab, sich in Bewegung zu setzen.

Langsam ritt der König nun die grüne Treppe hinunter, das heißt die sanft abfallende Rasenfläche, die an der Seite der Terrasse von Sanssouci hinabführte, und die Reitknechte wollten ihm folgen, als der Kammerherr zu ihnen herantrat.

Gebt wohl Acht, flüsterte er, und bleibt Seiner Majestät so nahe als möglich, damit, wenn Seiner Majestät etwas passirt, Ihr gleich zur Hand seid.

Ich werde den Wagen Seiner Majestät unten beim Obelisken auffahren lassen, sagte der Stallmeister leise. Wenn dem König 'was geschieht, so bringt Ihr ihn dahin, und einer von Euch reitet plein carrière gleich zum Leibarzt Sello!

Die beiden Reitknechte nickten nur mit dem Kopfe und beeilten sich, dem König nachzureiten, der jetzt eben sein Pferd in Galopp setzte und die Allee hinunter galoppirte.

Es war ein wundervoller Sommertag; in der Nacht hatte es gewittert, und die Luft war davon rein und duftig geworden, das Grün leuchtete in staubloser Frische und der Rasen war anzuschauen wie Sammet, so weich und glatt und glänzend. Der König ritt langsamer. Er ließ die Augen mit einem unendlich wehmüthigen Blick umherschweifen, dann hinauf zu den Wipfeln der rauschenden Bäume, hinauf zu dem tiefblauen Himmel, der in wolkenloser Klarheit zu ihm niederzulächeln schien.

Ich werde bald zu Dir kommen, sagte er, und werde Deine Herrlichkeiten und Deine Wunder schauen! Aber jetzt will ich Abschied nehmen von den Herrlichkeiten der Erde!

Er ließ langsam die Augen niedersinken vom Himmel und wandte sie wieder der Erde zu, und sog ihre Herrlichkeit tief in sich hinein, und labte das Auge an dem Anblick der Natur und horchte auf die Musik der murmelnden Quellen, der plätschernden Cascaden, der rauschenden Gipfel und der im dichten Laubwerk zwitschernden Vögel.

So ritt er dahin durch den einsamen Park, der einsame König, Niemand um ihn, als in der Ferne seine beiden Lakaien und vor ihm das springende Windspiel. Aber über ihm Gott, über ihm sein Ruhm, und neben ihm und in ihm seine Erinnerungen, und die langen Jahre, welche gewesen!

In diesen Alleen war er gewandelt mit seinen Freunden, die nun Alle todt, Alle dahin gegangen waren, dahin, wohin er nun auch bald gehen würde!

Er hatte es sich oft ersehnt, er hatte oft sich selber gesagt, daß es sehr schön und behaglich sein müsse, einzugehen in die ewige Ruhe und den ewigen Frieden des Todes. Und doch empfand er jetzt tief in seiner Seele eine wunderbare Wehmuth. Es schien ihm, als habe der Himmel niemals so geglänzt, als seien die Bäume niemals so frisch und grün gewesen, als hätten die Blumen und Rasenplätze niemals so köstlich geduftet wie heute! Warum sollte man sich sehnen nach dem Frieden des Grabes! Wie herrlich und erquicklich war doch schon dieser Friede der Schöpfung, wie that die Seele sich weit auf in stiller Wonne und ließ sich von Sonnenschein und Blumenduft erlaben.

Aus allen Trübsalen der Welt habe ich mich zu Dir geflüchtet, Du heilige Jungfrau, Du ewig reine, keusche Natur, sagte er still und begeistert zu sich selber. Die Menschen sind elend und schwach, und es nützt nicht um ihretwillen zu leben, und sie verdienen es nicht, daß man sich um ihretwillen grämt oder betrübt. Aber um Deinetwillen möchte ich noch länger leben, Du schöne, wonnige Natur! Bist eigentlich auf Erden meine einzige Geliebte gewesen, und es thut Deinem armen alten Liebhaber doch weh, von Dir zu scheiden.

Ja, es that weh! Die Natur schien heute ein Festtagskleid angelegt zu haben, um Friedrich zu begrüßen und sich dem Scheidenden noch einmal zu zeigen in all' ihrer Herrlichkeit und Schöne.

Ja, es that weh, sie verlassen, Abschied nehmen zu müssen! Langsam, langsam ritt der König durch die Alleen von Sanssouci zum letzten Abschied! Zuweilen, wenn irgend eine Lichtung der Bäume ihm eine besonders schöne Aussicht bot, hielt er sein Pferd an und schauete mit einem glühenden, verzehrenden Blick hinein in die liebliche Landschaft, und dann senkte er das Auge schnell nieder, denn es hatte sich ihm plötzlich verdunkelt von einem glühenden, brennenden Etwas. Vielleicht war's ein vom säuselnden Wind aufgewirbeltes Sandkorn, aber gewiß keine Thräne! Nein, gewiß nicht! Wie sollte er auch weinen, er, der das Leben so satt und überdrüssig hatte!

Ja, satt und überdrüssig, sagte er ganz laut. Die Menschen sind eine erbärmliche Race, und ich bin es müde, über Sclaven zu regieren! Müde, den Tyrannen zu spielen, da ich so gern freie Männer um mich sähe! Nein, nein, ich bedaure es nicht zu sterben, ich scheide gern, und meine Miene soll noch lächeln, wenn man mich begräbt.

Von den Menschen scheiden mag leicht sein; aber die Natur ist so schön, sie blickt so hold, sie lächelt so süß! Das Abschiednehmen ist doch eine schwere Sache, und weh thut es doch, zu diesem Himmel, zu dieser Erde, zu den Bäumen und Blumen zu sagen: Lebet wohl! Ich seh' Euch niemals wieder! Lebet wohl!

Es ist, als rausche es in den Bäumen und Büschen traurig wieder: Lebe wohl! Als klage es in dem Murmeln des Wasserfalls: Auf Nimmerwiedersehen! Ach, der König, der Held hat immer noch einen kleinen Winkel in seinem Herzen, wo er nur Mensch ist, wohin die Weisheit und die Erfahrungen nicht gekommen sind und wo das natürliche Empfinden allein berechtigt ist.

Ja, der Mensch scheidet schwer und mit bitterem Wehegefühl von der schönen Natur. Er möchte die Bäume und Büsche, die Blumen und Rasenplätze noch länger schauen, die balsamische Luft noch länger athmen. Aber dieser Mensch hier ist zugleich ein Held und ein Philosoph, und der Held flüstert ihm in das wunde Herz hinein: Raffe Dich auf und sei stark. Du hast oft dem Tode in's Auge geschauet und nicht mit der Wimper gezuckt, so thue es auch jetzt!

Und der Philosoph spricht ihm in der Seele: Füge Dich in das, was sein muß. Eine Thurmuhr besteht aus Stahl und Eisen, und geht doch nicht über zwanzig Jahre, und Du willst Dich wundern, daß Dein Körper nach siebenzig Jahre abgenutzt ist? Freue Dich vielmehr, denn Du wirst nun bald das ewige Geheimniß der Schöpfung erfahren, wirst wissen, ob es noch ein Bewußtsein giebt über den Tod hinaus, und ob wir im Elysium vereinigt werden mit Jenen, die vor uns hinabgestiegen.

Ja, ich werd's erfahren, rief der König ganz laut. Ich grüße Euch, meine Todten, die Ihr oft mit mir hier gewandelt seid in dem schattigen Hain. Wir werden uns nun bald wieder begegnen in dem Hain Elysiums, und ich werde Euch Nachricht bringen von der erbärmlichen Erde und dem windigen Menschengeschlecht. Ich grüße Dich, meine Mutter und meine Schwester, und Euch, Voltaire, Cäsar und Cicero. Ich komme zu Euch, den Unsterblichen!

Er hob das Haupt höher empor und athmete hoch auf, als sei eben eine schwere Last von seiner Seele gefallen. Sein Auge strahlte, und sein Angesicht war durchleuchtet wie von himmlischer Begeisterung. So schaute er hinüber auf Sanssouci, welches eben über den Bäumen ihm sichtbar ward; die Fenster erglänzten im Sonnenschein, und Luft und Licht und Sonnenschein und Himmelsglanz ruhte auf dem Gebäude.

Es ist mein Grab, sagte er lächelnd, und doch die Wiege meiner Unsterblichkeit. Und wüßte ich auch, daß ich dem Tode entfliehen könnte, wenn ich nicht heimkehrte in mein Haus, so würde ich doch nicht fliehen wollen. Ich bin bereit, dem Tode das Opfer meines Menschenthums darzubringen und kehre heim, um nun zu sterben!

Und wie er das sagte, hob er langsam den Arm, nahm den alten dreieckigen Hut ein wenig in die Höhe und neigte das Haupt zum Gruße nach allen Seiten hin, wie es ein König thut, wenn er Abschied nimmt von seiner Umgebung und dem aufwartenden Hofe.

Dann ließ er den Hut wieder niederfallen auf sein spärliches eisgraues Haar, und drückte dem Condè die Kniee so fest in die Weichen, und zog die Zügel so kurz an, daß das Thier sich in einem raschen Galopp setzte, und Alkmene nur keuchend und mühsam ihm zu folgen vermochte, und die Lakaien ganz verblüfft und ängstlich ihre Pferde ein rascheres Tempo annehmen ließen.

Dieser rasche Ritt that dem König wohl, die sausende Luft schien seine Brust zu kräftigen und die Nebel der Melancholie von seiner Seele abzulösen.

Er hatte seinen letzten Abschied genommen von der Natur, und hatte Frieden gemacht mit dem Menschenthum in ihm. Jetzt war das Sterben und Abschiednehmen überwunden, das letzte Opfer des Erdenschmerzes abgethan.

Als der König nach zweistündigem Ritt durch den Park von Sanssouci im raschen Galopp wieder die grüne Treppe herauf kam, standen der Kammerherr und der Oberstallmeister zu seinem Empfang bereit, freudig überrascht, daß ihre schlimmen Befürchtungen nicht eingetroffen waren, daß der König nicht allein ohne Unfall seinen Ritt beendet hatte, sondern daß er wohler und gekräftigter aussah wie seit langer Zeit.

Der König hielt mit einem raschen Ruck sein Pferd an, und die Lakaien stürzten mit den Kissen und Stühlen herbei, um sie dem König zum Herniedersteigen aufzuschichten.

Aber der König wehrte sie lebhaft zurück. Macht nicht so viel Brimborium, sagte er. Es wird genug sein, wenn Ihr mir den Arm reicht, damit ich mich darauf stütze. Will mich nur noch einen Moment erholen.

Er streichelte dem Condè den schlanken, glatten Hals, und das kluge Thier wandte den Kopf herum, als wolle es seinen Herrn anschauen, und ihm danken für die Liebkosung.

Ja, Du kennst die Hand, die Dich streichelt, sagte der König lächelnd. Wir Zwei haben manchen Ritt miteinander gemacht, und sind durch Sonnenschein und Regen mit einander gegangen. Leb' wohl, mein treues Thier!

Er hatte sich tiefer über das Thier geneigt, und streichelte ihm die Mähne. Wie er dann das Haupt empor hob, fiel sein scharfer, leuchtender Blick auf einen jungen, schlanken Offizier, der eben zögernd und verlegen über der Terasse daher kam, und ungewiß, ob er näher kommen dürfe, unfern von der grünen Treppe stehen blieb.

Na, wer ist denn das? fragte der König mit heiterer Miene. Was haben wir denn da für einen jungen Offizier? Komm' Er 'mal her, und melde Er sich.

Der junge Mann eilte nun rasch vorwärts, trat dicht an das Pferd des Königs heran, legte zum militärischeu Gruße die rechte Hand an die Feldmütze und salutirte.

Habe die Ehre, mich Ew. Majestät zu melden, sagte er mit klarer, fröhlicher Stimme. Bin um diese Stunde hierher befohlen, und Pünktlichkeit ist die erste Pflicht für den Soldaten.

Monsieur, c'est bien rèpondu, nickte der König. Geben Sie mir Ihren Arm, und helfen Sie mir vom Pferde!

Der junge Offizier beeiferte sich, dem Befehl zu genügen, legte seine beiden Arme auf den Hals Condè's und streckte sie so kräftig und stramm vor sich aus, als wären's zwei eiserne Stangen, welche jedem Druck zu widerstehen vermöchten. Der König legte seine beiden Hände schwer und fest auf diese lebendigen Stützen, und hielt sich an denselben fest, während er sich langsam über den Rücken des Pferdes niederschwang, und dann langsam hinunter auf die Erde.

Très bien, mon neveu, sagte er dann freundlich. Sie haben einen starken Arm, und sind für Ihre fünfzehn Jahre recht kräftig.

Sechszehn Jahre, Majestät, rief der junge Prinz eifrig, ich werde in vier Wochen schon sechszehn Jahr!

So, Er wird schon sechszehn Jahre! erwiederte Friedrich lächelnd. Na, da ist Er ja schon beinahe eine Respectsperson, und man darf sich nicht unterstehen, Ihm ohne Egards zu begegnen. Mon prince, voulez vous evoir la bonté de me donner votre bras?

Sire, et mon Roi, erwiederte der Prinz rasch, vous me daignez d'un grand honneur, et je vous suis très reconnaissant! Und nachdem er sich tief verneigt hatte, reichte er dem König seinen Arm dar.

Sieh' einmal, sagte Friedrich mit dem Kopfe nickend, das geht ja schon recht munter mit dem Französischen. Na, wir wollen noch einen Augenblick auf der Terrasse bleiben. Die Sonne schein so warm, und das thut mir altem Manne wohl! Conduisez moi, mon prince!

Er deutete mit dem Krückstock nach dem Lehnstuhl, der neben der offenen Thür des Salons stand, und ging dann, fest aufgelehnt auf den Arm Friedrich Wilhelm's, die Terrasse entlang.

So, sagte er, sich in den Stuhl niederlassend und schwer aufathmend, so! Hier will ich mich noch ein letztes Mal ausruhen im Sonnenglanz, ehe ich in das dunkle Haus gehe!

Er ließ seine Augen langsam über die Terrassen und die Bäume hinschweifen, und heftete sie dann auf den jungen Prinzen, der in steifer, militärischer Haltung neben ihm stand.

Herr Lieutenant, sagte er dann, vergessen Sie ein paar Augenblicke, daß Sie vor dem König stehen. Ich dispensire Sie von dem militärischen Respect. So! Gieb mir die Hand mein Sohn, und sei Deinem alten Großoheim recht herzlich willkommen.

Er reichte dem Prinzen seine Hand dar, und dieser drückte sie ehrfurchtsvoll an seine Lippen.

Setz' Dich, befahl der König, auf das Tabouret hindeutend, das neben seinem Fauteuil stand, und dann, als der Prinz sich niedergelassen, schauete er lange und mit tiefem, forschendem Blick in das offene, frische Gesicht des jungen Prinzen.

Ich habe Dich hierher berufen, mein Kind, sagte Friedrich dann mit seiner weichen, sanften Stimme, ich wollte Dich noch einmal sehen, bevor ich auf die Reise gehe.

Wie? fragte der Prinz unbefangen, Ew. Majestät wollen verreisen?

Ja, ich will verreisen, erwiederte Friedrich leise mit dem Haupte nickend.

Aber, Majestät, sagte der Prinz, ich denke, das große Manoeuvre soll diesmal hier in Potsdam abgehalten werden.

Jawohl, das große Manoeuvre soll hier in Potsdam abgehalten werden, bestätigte der König, und bei der großen Revue werde ich mich dann zu melden haben vor demjenigen, welcher der König aller Könige ist. Warum siehst Du auf einmal so bestürzt aus, mein Sohn? Hast wohl am Ende gemeint, daß die Menschen niemals dieses Paradies verlassen, niemals sterben müssen.

Majestät, erwiederte der Prinz, ich hatte niemals an das Sterben gedacht.

Und daran hast Du sehr recht gethan, mein Sohn, sagte Friedrich, dessen Stimme jetzt plötzlich wieder ganz fest war. Du mußt Deine Augen fest und unbeweglich auf das Leben richten, denn das Leben hat noch sehr viel von Dir zu verlangen und wird große Anfordungen an Dich stellen. Und darum mußt Du alle Deine Attention darauf richten, daß Du diesen Anforderungen des Lebens genügen kannst. Du mußt auch recht fleißig studiren und lernen und Dich recht in den Wissenschaften. Welches ist denn Deine Lieblingswissenschaft?

Die Geschichte, Sire.

Das ist gut, Fritz. Präge Dir nur recht die großen Momente ein, und lerne an den großen Heldenthaten der Könige selber ein Held zu werden. Man muß sich vor allen Dingen große Ziele stecken und ihnen nacheisern durch sein ganzes Leben. Wer ist denn Dein Lieblingsheld in der Geschichte?

Sire, erwiederte der Prinz nach kurzem Bedenken, Sire, mein Lieblingsheld ist Cosimo von Medicis.

Der König sah ihn erstaunt an. Was weißt Du von dem? fragte er. Wer war dieser Cosimo von Medicis.

Er war ein großer Feldherr, erwiederte der Prinz, ein großer Gesetzgeber, und sein Bestreben war immer darauf gerichtet, das Volk glücklich zu machen.

Und Du meinst also, daß es die Aufgabe eines großen Mannes und Fürsten sein müsse, das Volk glücklich zu machen?

Ja, Sire, seine Hauptaufgabe. Herr Professer Bednisch hat mir einmal in der Geschichtstunde erzählt von dem großen Cosimo von Medicis, den die Florentiner den Volksbeglücker nannten. Als er fühlte, daß er sterben müsse, ließ er sich in seinem Sessel hinaustragen auf den größten Platz von Florenz, denn er sagte, er wolle wie ein zärtlicher und glücklicher Vater sterben in der Mitte seiner Kinder. Die Kinder aber, die er meinte, das waren seine Unterthanen, und die strömten nun von allen Seiten hin zu dem Platz und füllten ihn so dicht an, daß es aussah wie eine schwarze wogende Masse. Weil bald auf dem Markt kein Mensch mehr Platz hatte, so drängten die Leute in die Häuser hinein, deren Thüren alle geöffnet wurden, und aus den Häusern, die rings den ganzen Platz umgaben, schaueten Tausend, und aber Tausende aus den Fenstern heraus, und Tausend und aber Tausende standen auf dem Platze, in dessen Mitte auf einer Erhöhung der Sessel stand mit dem sterbenden Fürsten. Aber obgleich so viel Tausende von Menschen da versammelt waren, herrschte doch tiefe Stille. Niemand mochte sich regen, und Aller Blicke waren auf das bleiche Gesicht des Fürsten gerichtet. Der aber lächelte und schaute sich um im Kreise, und sagte mit lauter Stimme: „Da meine letzte Stunde gekommen ist, will ich Friede machen mit Gott und den Menschen. So also Jemand unter Euch ist, dem ich Unrecht gethan, oder der sich zu beklagen hat über irgend eine Ungerechtigkeit, welche ihm unter meiner Verwaltung geschehen, so möge er jetzt zu mir herantreten und mich zur Rechenschaft ziehen, damit ich ihm Gerechtigkeit widerfahren lasse, bevor ich sterbe! Sprecht also, im Namen Gottes befehle ich, sprecht!“ Aber es blieb Alles still, und nichts hörte man, als das leise Schluchzen und Weinen des Volkes. Da fragte der Fürst zum zweiten Mal: „Ist Jemand unter Euch, dem ich Unrecht gethan, so melde er sich schnell, denn der Tod kommt heran!“ Und eine laute Stimme rief aus dem Volke: „Du hast uns nur Gutes gethan, bist unser Wohlthäter, unser Vater gewesen. Der erste Schmerz, den Du uns bereitest, wird der sein, wenn Du uns verläßt; und darum flehen wir zu Dir: Oh Vater, verlasse Deine Kinder nicht!“ Und rings auf dem Platze und aus allen Fenstern riefen Tausende, und Tausende mit weinenden und flehenden Stimmen: „Oh, Vater, verlasse Deine Kinder nicht!“ Der Fürst aber hörte mit freudestrahlendem Angesicht auf dieses Flehen und auf das Weinen seines Volkes. „Das ist die erhabenste Trauermusik, welche einem Fürsten erklingen kann,“ sagte er. Selig der Fürst, welcher sterben kann, während sein Volk weint und ihn segnet!“ Und wie er das gesagt, hob er sich im Sessel empor und breitete die Arme aus wie zum Segen. Und alles Volk sank auf die Kniee nieder und weinte und klagte laut. Da fiel Cosimo zurück in den Sessel. Er war gestorben unter den Thränen und den Segenswünschen seines Volkes.

Der Prinz, der zuletzt mit zitternder Stimme und mit Thränen in den Augen gesprochen hatte, schwieg jetzt und blickte schüchtern auf seinen Großoheim hin, dessen Augen fest und unverwandt auf ihm geruht hatten während der ganzen Erzählung. Die Augen des Greises und des Jünglings begegneten sich, und es mochte ihnen Beiden wohl sein wie ein Begegnen und Grüßen ihrer Herzen, denn sie lächelten Beide.

Und so möchtest Du dereinst sterben, mein Sohn? fragte Friedrich mit weicher Stimme. Möchtest wie Cosimo von Medicis sterben, während Dein Volk um Dich als um seinen Vater weint?

Ja, Sire, das möchte ich, erwiederte der Prinz ernst, und ich schwöre Eurer Majestät, daß ich, wenn ich jemals König werden sollte, nur darauf bedacht sein will, mein Volk glücklich zu machen. Ich werde immer an Sie denken, und werde mir alle Ihre Thaten und Ihre Worte im Gedächtniß behalten. Mein neuer Informator, der Herr Leuchsenring, hat mir auch gestern etwas Wunderschönes erzählt. Er hat mir erzählt, daß Eure Majestät Tag und Nacht für Ihr Volk und Ihr Land thätig wären, und sich gar keine Ruhe gönnten, und daß Sie gesagt haben: „Ein König ist weiter nichts, als der erste Beamte seines Volkes!“ Das hat mir so sehr gefallen, und das will ich mir zum Motto meines Lebens machen.

Na, sagte Friedrich kopfschüttelnd, behalte das Motto in Deinem Herzen, aber sprich nicht davon, so lange Du nicht König bist, denn es könnte Dir sonst manches Desagrement verursachen. Hüte Dich wohl, von mir zu sprechen, wenn ich nicht mehr bin, und präge Dir diese Lehre in Dein Gedächtniß: Ein Kronprinz soll niemals die Handlungen des regierenden Herrn kritisiren. Er soll bescheiden schweigen und dem ganzen Volk das Beispiel eines Unterthanen geben, der gehorsam und unterthänig ist seinem König, selbst wenn dieser Manches thut oder geschehen läßt, was ihm nicht gefällt. Ich wiederhole es Dir: Ein Kronprinz soll schweigen und schweigend beobachten und lernen. Vergiß das nie, mein Sohn, und mache Dir auch noch zur Regel Deines ganzen Lebens: Niemals muß ein guter König Weibern und Günstlingen allzu viel sein Ohr leihen, und sich von ihnen beherrschen lassen, denn wo das geschieht, da ist es immer zum Unglück des Volkes, und discreditirt den Fürsten. Ich mag nicht mehr darüber sagen, aber merke Dir meine Worte.

Ich werde das thun, Sire, erwiederte der Prinz ernst, ich werde mir diese schönen Lehren jeden Morgen wiederholen, aber ganz in der Stille, und so, daß sie Niemand hört.

Très bien, mon neveu, sagte Friedrich nickend. Na, nun wollen wir einmal sehen, wie es sonsten mit uns steht. Lang' einmal da in meine Rocktasche und zieh' das kleine Buch heraus. Ich habe

es expreß eingesteckt, damit Du mir daraus vorlesen sollst. Hast Du's?

Ja, Sire, ich hab's. Es sind Fabeln von Lafontaine.

Oui, c'est ça! Klapp' das Buch auf. So auf's Gerathewohl. Was für eine Fabel hast Du getroffen?

Le renard et le corbeau.

Nun lies mir die Fabel erst französisch vor, und dann übersetze sie.

Der Prinz gehorchte, er las geläufig und mit ganz correcter Aussprache und Betonung die Fabel zuerst in der Ursprache, und gab sie dann eben so geläufig und fließend in deutscher Sprache wieder.

Der König hörte ihm mit großer Aufmerksamkeit zu, nickte oft zustimmend mit dem Kopf, und murmelte mehrmals ein Bravo, Superb! dazwischen.

Als die Uebersetzung beendet war, reichte er dem Prinzen die Hand und schaute ihn zärtlich an. Ich freue mich über Dich, Fritz, rief er, und Du sollst eine Recompense haben dafür, daß Du so fleißig gewesen. Melde Dich, ehe Du fortgehst, bei meinem Kämmerer, und lasse Dir von ihm zehn Friedrichsd'or auszahlen. Das ist die Recompense dafür, daß Du so gut aus dem Stegreif übersetzt hast.

Nein, ich danke, sagte der Prinz, aber ich verdiene diese Recompense nicht, und ich kann sie daher nicht annehmen.

Was? fragte der König ganz bestürzt. Du verdienst sie nicht? Weshalb denn nicht?

Weil ich nicht aus dem Stegreif übersetzt habe. Wenn ich das gethan hätte, würde es lange nicht so gut gegangen sein. Aber der Zufall hat es so gemacht, daß die Fabel, die ich aufschlug, gerade die ist, welche ich gestern und vorgestern erst beim Imformator übersetzt habe, und da ist es doch ganz natürlich, daß sie gut ging.

Der König schaute mit einem langen, sinnenden Blick in das hübsche, jugendlich frische und unschuldige Angesicht Friedrich Wilhelm's, und immer heller ward seine Miene und immer mehr strahlte sein Auge auf in Freude und Zärtlichkeit.

Dann neigte er sich lebhaft zu dem Prinzen hin, hob die zitternde Hand, und und streichelte ihm mit sanfter Liebkosung die Wange.

Das ist brav, mein Sohn, das gefällt mir, sagte er. Hast ein ehrliches, aufrichtiges Herz. So ist's recht! Wolle niemals mehr scheinen, als Du bist, und sei immer mehr, als Du scheinst. Die Recompense, die ich Dir versprochen, sollst Du doch haben, denn ein König muß allzeit sein Versprechen erfüllen, und darf eine bewilligte Gnade niemals zurücknehmen, selbst wenn sie an den Unrechten gekommen ist. Aber das ist bei Dir nicht einmal der Foll, denn Du hast sehr gute Progrès im Französischen gemacht. Fahre so fort, und sei fleißig, denn Du mußt die französische Sprachen so fertig sprechen wie Deine Muttersprache, und Du sollst mit Deiner Umgebung deshalb immer Französisch sprechen.

Ich thue das auch, rief der Prinz eifrig. Meine Informatoren sprechen immer Französisch mit mir, und werden furchtbar böse, wenn mein Bruder und ich 'mal ein Wort Deutsch mit einander sprechen. Es vergehen oft viele Tage, ohne daß ich ein deutsches Wort spreche, und unser Bedienter spricht auch nur französisch.

Das ist mir lieb, Fritz, nickte der König. Die französische Sprache ist die Sprache der Diplomatie in der ganzen Welt, und sie ist wegen ihrer Flexibilität auch am besten dazu geeignet. Ich liebe die französische Sprache, aber nicht das französische Volk. Ich fürchte, es bereiten sich dort schlimme Dinge vor, und es kann sein, daß es bald pêle, mêle dort hergeht. Ich werd's nicht erleben, aber Du kannst Dich darauf gefaßt machen, daß der Krater, der jetzt im Gähren begriffen ist, zum Ausbruch kommt, und seine abominablen Feuerströme durch ganz Europa ergießt. Bereite Dich auf diese Zeit vor, mein Sohn. Habilitire und rüste Dich! Sei firm, und denke an mich. Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm! Begehe keine Ungerechtigkeit, aber dulde auch keine. Sei gerecht und milde gegen alle Deine Unterthanen, und strenge nur gegen Dich selber.

Ich will so strenge gegen mich selber sein, wie es Herr Professor Heynisch gegen mich ist, sagte der Prinz ernsthaft. Ich will mir nichts durchgehen lassen, und wenn ich 'was Unrechtes thue, will ich mir gleich eine Strafe dictiren.

Ist Dein Professor so strenge? fragte der König lächelnd.

Ach ja, Majestät, sehr strenge. Sowie ich ein Versehen mache, giebt's gleich Strafe, und wenn ich auch nur ein ganz bischen grob oder heftig gewesen bin, gleich muß ich davor büßen.

Très bien, sagte der König. Dein Professor hat ganz recht, denn ein Prinz muß vor allen Dingen höflich sein, und sich selbst in seiner Gewalt haben. Aber worin bestehen denn die Strafen, die er Dir auferlegt?

Gerade immer in solchen Dingen, die mir am unangenehmsten sind. Entweder muß ich, anstatt spazieren zu gehen, zu Hause bleiben und arbeiten, oder ich muß allein mit dem Professor ausgehen, statt daß mein Bruder dabei ist, und dann giebt's nichts als gelehrte Gespräche. Oder auch, wenn ich die Woche nicht fleißig gewesen bin, darf ich Sonntags nicht in's Schloß und mit meiner Frau Mutter speisen. Ew. Majestät wissen doch, daß wir, mein Bruder und ich, nicht im Schloß wohnen, sondern mit Herrn Professor Heynisch und Herrn Leuchsenring in der Breitenstraße unsern Haushalt haben. Aber unser Mittagstisch ist sehr schlecht, und darum freue ich mich immer auf den Sonntag, denn da esse ich mich für die ganze Woche eigentlich satt, und es ist immer der Tag, an welchem mir das Essen schmeckt. In der Woche ist es abscheulich, und ich darf mich nicht einmal darüber beklagen, denn dann heißt es immer, wir hätten kein Geld, um einen besseren Tisch führen zu können.

Und das ist die Wahrheit, sagte Friedrich mit strengem Ton. Man muß es früh lernen, sich nach der Decke zu strecken, und sparsam mit dem Gelde umzugehen. Daß Du übrigens nicht hungern mußt, das sieht man an Deinen frischen rothen Backen, und an Deiner kräftigen Gestalt. Beklage Dich also nicht mein Kind, und iß Dein Mittagsbrod mit vergnügtem Gesicht. Wenn man jung ist, muß Einem das Essen ganz gleichgültig sein; die Genüsse der Tafel sind ein Soulagement für das Alter, die Jugend muß sie verachten, und ein gesunder, frischer Apfel maß einem jungen Menschen schöner schmecken, wie einem alten Kerl eine Ananas. Du wirst surement in Deinen späteren Jahren an reichbesetzter Tafel noch mit Vergnügen an die Zeit zurückdenken, wo Du Dich noch auf den Sonntag freutest, weil Du da besseres Essen bekamst, als an den Wochentagen. Mein Sohn, durch das Entbehren erst lernt man den Genuß kennen, und nur derjenige ist weise, welcher freudig zu entbehren versteht. Ich hoffe und wünsche aber, daß Du dereinst Deinem Volk ein weiser, ein kräftiger und sparsamer König wirst, und darum lasse ich Dich einfach und sparsam erziehen, und will, daß Du vor allen Dingen mit dem Gelde umzugehen lernst. Denn Du mußt wissen, daß Du von Dir selber gar nichts hast, sondern daß Dir Alles von dem Volk und dem Lande gegeben wird, welches Dich ernährt und erhält, und dies anjetzo noch nicht wegen Deiner Verdienste und Leistungen, sondern blos, weil Du der Sohn Deines Hauses bist.

Sire, rief der Prinz lebhaft und glühend, Sire, ich bin aber auch noch so sehr jung, und da habe ich freilich noch nichts leisten können. Aber ich verspreche Eurer Majestät, daß ich ein tüchtiger Mensch und vor allen Dingen ein tüchtiger Soldat werden, und daß ich mich der Ehre würdig machen will, der Neffe Friedrich's des Großen zu sein.

Thue das, mein Sohn, mache Dich der Ehre würdig, der König Deines Volkes zu sein, und behalte in Deinem Herzen die schöne Geschichte von dem Tode des Cosimo von Medicis, welche Du mir vorher erzählt hast. Und jetzt, mein Sohn, wollen wir scheiden. Die Sonne ist hinter die Bäume gegangen, und ich fühle mich ein wenig matt, und will in das Haus gehen.

Ach, es ist so schön hier, und so prächtig, sagte der Prinz leise, und Eure Majestät haben mich so glücklich gemacht, daß Sie mir erlaubten, Sie zu sehen.

Ja, murmelte der König, es ist sehr schön und prächtig in der schönen blühenden Welt!

Und er ließ seine Blicke mit einem sehnsuchtsvollen Ausdruck über die Terrassen hinschweifen, und über die Bäume, und heftete sie zuletzt auf die Spitze des Obelisken, welcher, am Eingange der Gartens stehend, hoch über die Bäume emporragte. Dann hob er die Hand empor und deutete auf diese Spitze hin.

Sieh', mein Sohn, sagte er, hoch über allem Andern ragt diese Spitze empor, schlank und hoch, und doch fest in Sturm und Ungewitter. Diese Pyramide spricht zu Dir: Ma force est ma droiture. Der Culminationspunkt, die höchste Spitze der Pyramide überschauet und krönet das Ganze, aber trägt nicht, sondern wird getragen von Allem, was unter ihr liegt, vorzüglich vom unsichtbaren, tief unten gebauten Fundament. Mein Sohn, so ist es auch im Staat. Das tragende Fundament ist das Volk, und die Spitze des Obelisken ist der König. Halte es stets mit dem Volke, daß es Dich liebe und Dir vertraue, denn dadurch nur allein kannst Du stark und glücklich sein. Und nun, mein Sohn, komm an mein Herz und nimm diesen Kuß Deines alten Königs zum Scheidegruß. Sei gut, und thue das Gute und Rechte! Mache dereinst Dein Volk glücklich, damit Du selber glücklich sein kannst.

Er zog den Prinzen, der vor ihm niedergekniet war, in seine Arme, drückte einen Kuß auf seine Lippen und legte einen Moment wie zum Segen seine kalte, zitternde Hand auf das Haupt Friedrich Wilhelm's.

Jetzt stehe auf, mein Kind, sagte er dann liebreich. Es ist nun genug. Vergiß diese Stunde nicht.

Sire, ich werde sie nie vergessen, flüsterte der Prinz mit lautem Schluchzen, während er die Hand Friedrich's an seine Lippen drückte, und an seine Augen, welche vor Thränen überflossen.

Rufe die Lakaien, murmelte der König, sich erschöpft in dem Fauteuil zurücklehnend. Sie sollen mich hinein tragen!

Der Prinz beeilte sich, die im Salon harrenden Diener herbei zu rufen, und sie hoben den Lehnstuhl empor, in welchem Friedrich ruhte, das Haupt zurückgelehnt, die Augen geschlossen.

Nur einen Moment öffnete er die Augen noch, um den Prinzen anzusehen, und ihm mit der Hand einen letzten Abschiedsgruß zu winken. Dann sanken die Lider wider herab über die glänzenden Augensterne, und der König ließ sich hinein tragen in sein „dunkles Haus" und in sein Bibliothekzimmer. Und wie sie ihn dorten niedergesetzt, und langsam auf den Fußspitzen hinausgeschlichen waren, weil sie vermeinten, der König sei eingeschlafen, da öffnete Friedrich die Augen, und schaute empor zu den Büsten seiner großen Todten, und grüßte die Freunde mit einem Wink seiner Hand.

(Fortsetzung folgt.)

Englische Sonderlinge.

Lord C., durch seine Excentricitäten bekannt, ging zu einem Pariser Tabletier.

„Ich wünsche eine Tabatiere zu haben," sagte er zu ihm, „auf welcher mein Schloß abgebildet wäre."

„Das ist sehr leicht," versetzte der Industrielle; „Mylord belieben mir nur eine Zeichnung Ihres Schlosses zu geben."

„Ja, aber vor der Thür müßte man eine Nische sehen, und vor dieser meinen Hund."

„Kann auch gemacht werden."

„Ja, aber es müßte so eingerichtet werden, daß der Hund hineinkröche, wenn man ihn ansehe, und erst dann zum Vorschein käme, wenn man nicht mehr nach ihm sehe."

Der Tabletier schaute den Herrn an, um sich zu überzeugen, daß man ihn nicht zum Besten habe. Durch einen flüchtigen Blick beruhigt, und als gewandter Industrieller rasch den Vortheil ermessend, den er aus diesem Geschäfte ziehen könnte, sprach er zum Engländer: „Was Sie wünschen, ist so leicht nicht, und wird viel Geld kosten."

„Gleichviel!"

„Tausend Thaler."

„Es bleibt dabei, tausend Thaler."

„In vier Wochen werde ich die Ehre haben, Ihnen die Dose zu überreichen."

„Ich zähle darauf."

Vier Wochen nachher erscheint der Tabletier bei Lord C. „Mylord, hier ist die Dose."

Der Lord betrachtet sie: „Da ist wohl mein Schloß mit den Thürmen, und hier ist auch die Nische, aber der Hund, mein Herr, der Hund, wo ist der?"

„Haben Eure Herrlichkeit nicht gesagt, Sie wünschten, daß der Hund unsichtbar würde, wenn man ihn ansehe?"

„Ja wohl!"

„Und daß er wieder zum Vorschein komme, wenn man nicht mehr nach ihm schaue?"

„Auch wahr."

„Nun, Sie haben ihn angesehen, er ist in seine Hütte gekrochen; stecken Sie die Dose in die Tasche, und der Hund wird sogleich wieder erscheinen."

Lord C. überlegte sich das Ding ein wenig, und rief dann aus: „Sie haben Recht!"

Er steckte die Dose ein, und zahlte dem Tabletier die 1000 Thaler.

Ein Mann, der mit Leder handelte, wußte keinen besseren Weg, um die Vorübergehenden auf sein Gewerbe aufmerksam zu machen, als daß er in seine Hausthüre ein Loch bohrte und dahinein einen Ochsenschwanz so steckte, daß dieser nach außen herabhing. Es schien ihm das genug, um Jedermann anzudeuten, daß er Felle kaufe. Eines Tages aber sah er einen würdig aussehenden alten Herrn vor der Hausthüre stutzend stehen bleiben, lange und aufmerksam den Ochsenschwanz von allen Seiten betrachten und kopfschüttelnd sich entfernen. Am nächsten Tage gab's dasselbe Schauspiel. Der ehrwürdige Herr, dessen Augen unfehlbar den tiefen Denker verriethen, trieb sich wieder eine Stunde lang vor dem Hause umher, stets den Ochsenschwanz und die Hausthüre im Auge; und nichts, was um ihn her vorging, konnte seine Aufmerksamkeit davon abziehen. Als der Fellhändler aber am dritten Morgen ganz früh zum Fenster hinaus sah, siehe, da stand richtig wiederum schon der geheimnißvolle Alte tiefsinnend an der Hausthüre. Jetzt wurde dem Fellhänder ängstlich zu Sinn, er trat vor sein Haus und redete den Unbekannten an:

„Mein Herr, haben Sie Felle zu verkaufen?"

„Nein!"

„Wünschen Sie Leder zu kaufen?"

„Nein!"

„Haben Sie irgend sonst Geschäfte mit mir zu bereden?"

„Nein!"

„Aber, mein Gott, was führt Sie denn zu diesem Ochsenschwanz und wer sind Sie denn überhaupt?"

„Ich, mein lieber Mann, bin ein Philosoph und bemühe mich nun schon Tage lang vergebens, das große wissenschaftliche Problem zu lösen: wie der Ochse durch das Loch in der Hausthüre gekommen ist!"

Die **Menschen** sind eine seltsame Art von Schafen, die einander selbst die Wolle abscheren.

Rückblick auf die vergangene Woche.

I. Weltereignisse.

Die dänische Regierung hält großen Ausverkauf. Die Firma Christian u. Co. in Coppenhagen scheint sich in einer unbehaglichen Geldklemme zu befinden, denn nachdem sie die Insel St. Thomas mit den Erdbeben und feuerspeienden Bergen an die Ver. Staaten verschachert hat, ist sie jetzt mit der französischen wegen des Verkaufs der Insel Santa Cruz an Frankreich in Unterhandlung getreten. Weßhalb Dänemark nicht auf die Vorschläge Preußens, Düppel und Alsen an Norddeutschland abzutreten, eingeht, läßt sich schlechterdings nicht erklären. Bismark ist ein zu guter Executor, als daß er nachgeben sollte und da Dänemark Geld braucht, so thäte es wohl am besten, sich mit der respectabeln Summe von einigen Millionen abfinden zu lassen.

Der französische Justizminister Barache hielt am 15. dss. Monats in Rambauilet eine Rede, in welcher er bemüht war, die Aufregung über einen angeblich bevorstehenden Krieg mit dem Auslande, wovon jetzt in Frankreich so allgemein die Rede ist, zu beschwichtigen. Der Redner sagte, die inneren Verbesserungen, womit die Regierung jetzt so eifrig beschäftigt sei und wofür sie so bedeutende Summen aufwende, seien der beste Beweis dafür, daß sie nicht an einen Krieg denke oder einen solchen befürchte. Die Reorganisation der Armee könne keinen Grund zu Befürchtungen abgeben, sondern sei vielmehr eine weitere Garantie für den Frieden, der von keiner europäischen Macht bedroht sei.

Daß es ihm gelungen ist, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen, ist nicht gut denkbar. In Europa muß der Krieg zum Ausbruch kommen, da kein einziger Staat im Stande, die furchtbaren Unkosten für die ungeheuern stehenden Heere länger als zwei Jahre zu tragen.

Im englischen Parlamente wird augenblicklich über die Reformen betreffs Irlands verhandelt und daß man dort gesonnen ist, den Irländern die umfangreichsten Zugeständnisse zu machen, geht daraus hervor, daß man die Staatskirche in Irland abgeschafft hat und daß der Prinz von Wales mit seiner Familie der grünen Insel einen Besuch abgestattet hat. Die Ankömmlinge wurden von dem Großstatthalter von Irland und den übrigen Behörden, die einem Extrazug von Dublin nach dem Landungsplatz gekommen waren, in der enthusiastischsten Weise empfangen. Der Empfang des Prinzen in Dublin selbst suchte an Großartigkeit und Pomp seines Gleichen: um zwei Uhr erreichte der Prinz und sein Gefolge das Schloß, wo mehrere mit Pracht ausgestattete Zimmer bereit gehalten worden waren. Unter den Dingen, die zur Ausschmückung der Gebäude verwendet wurden, bemerkte man neben den englischen und irischen Fahnen eine ungewöhnlich große Anzahl von amerikanischen Flaggen.

In London fand am 16. April eine große Massenversammlung statt; eine große Anzahl liberaler Parlamentsmitglieder sowie auch verschiedene andere angesehene Männer wohnten der Versammlung bei. Earl Russel führte den Vorsitz. Es wurden mehrere Reden gehalten und Beschlüsse angenommen, worin die Aufhebung der Staatskirche in Irland gutgeheißen und für eine gebieterische Nothwendigkeit erklärt wird. In einem der Beschlüsse, die gefaßt wurden, heißt es, daß die Tories, welche trotz der Niederlage, die sie im Unterhause wegen der irischen Kirchenfrage erlitten, im Amte zu bleiben gedenken, sich einer Verletzung verfassungsmäßiger Gebräuche schuldig machen, und daß das Tory-Ministerium dem Herrn Gladstone und den an der Spitze der Majorität im Parlament stehenden Männern Platz machen sollte. Die Beschlüsse wurden unter stürmischem Beifall und großem Enthusiasmus angenommen.

Die „revolutionäre Stimmung" und die Gefahr größerer Ruhestörungen in Spanien, von welchen in einer Kabeldepesche die Rede war, reduzirt sich darauf, daß in Barcelona zahlreiche Arbeiterausstände stattfanden und daß die Arbeiter Angriffe auf mehrere Fabriken machten und einigen Schaden an den Gebäuden und der innern Einrichtung derselben thaten. Die Polizei hat den Excessen der Arbeiter jedoch ein Ende gemacht. Man glaubt nicht, daß die Ruhe abermals gestört werden wird.

In Amerika nimmt der Präsidentenprozeß seinen ruhigen Verlauf. Von der einstigen Aufregung, welche dieser Staatsprozeß am Anfang machte, ist nichts mehr zu spüren und fast ein Jeder, Demokrat sowohl, wie Republiker, hat sich mit der Idee versöhnt, daß Johnson abgesetzt werden wird.

II. Localereignisse und Vorkommnisse im Staat.

Unsere Stadt war im Laufe der Woche sehr ruhig und wurden im Polizeigericht nur geringe Prozesse verhandelt. Die neuerwählten städtischen Beamten haben im Laufe der Woche ihre Aemter angetreten und wurden ihre Bonds vom Stadtrath bestätigt.

Die einzige Aufregung in der Stadt wurde nur durch die Polizei-Commissäre hervorgerufen, welche, ohne ihre gesetzliche Bestallungen in Besitz zu haben, sich organisirten, Versammlungen hielten, ein Local mietheten und schön möblirten, und Ernennungen von Beamten vornahmen, welche offiziell in den städtischen Zeitungen erschienen. Mayor Tomppert dagegen steht in dem Glauben, daß die Commissäre ungesetzlich gehandelt haben und außerdem das sie ernennende Gesetz unconstitutionell sei. Der Mayor erließ demgemäß durch den jetzigen Polizeichef Befehl an die Lieutenants, die jetzt im Dienst befindlichen Polizisten beizuhalten, und an die Stationshaus-Aufseher den Befehl erlassen, die Schlüssel der Gebäude nicht an die Commissäre auszuliefern. Die Commissäre dagegen, welche am Freitag bereits die Bonds der neuen Polizeibeamten entgegen nehmen wollten, verschoben diese Handlung und haben bis jetzt, so weit wir erfahren konnten, noch keine entscheidenden Schritte gethan. Mayor Tomppert wird nicht nachgeben und nur dem Gesetze gehorchen. Die ganze Angelegenheit wird wahrscheinlich richterlicher Entscheidung anheimgestellt worden.

Berichte über die diesjährige Obsternte weichen von einander ab, doch scheint die Thatsache festzustehen, daß der Frost der letzten Woche den Bäumen geschadet hat. Die Erndte wird nur, wie erfahrene Farmer behaupten, mittelmäßig ausfallen.

Im Stadtrath wurde am letzten Donnerstag Abend die jährliche Mayors-Botschaft, ein gut ausgearbeitetes Dokument, welches sich über sämmtliche städtische Angelegenheiten verbreitet und verschiedene Vorschläge zum Besten der Stadt enthält, verlesen. Das Dokument ist ein sehr umfangreiches. Die einzelnen Vorschläge wurden an die resp. Comites verwiesen.

Der Schulrath organisirte sich durch Erwählung von W. W. Morris als Präsident und vertagte sich bis zum nächsten Montag.

In der Nacht von Samstag auf Sonntag brach in dem Store des Herrn Chas. Mütze, im Central Markthaus ein Feuer im Keller aus, welches, wenn nicht frühzeitig entdeckt, das große Gebäude hätte einäschern können. Die Feuerwehr that ihr Möglichstes, die Flammen zu dämpfen, doch hatte das verheerende Element bereits so viel Vorsprung gewonnen, daß selbst im Store Feuer ausbrach und die Groceries des Hrn. Mütze durch Feuer und Wasser derartig beschädigt wurden, daß sie für den Gebrauch untauglich gemacht wurden.

Großmüthige Hilfe. Ein arbeitsscheuer, zudringlicher Mensch kam zu einer erfahrenen, ihm verwandten Frau, und klagte in übertriebener Schilderung sein Trübsal.

„Ich habe hundert Sorgen," sagte er, „mein Weib der Niederkunft nahe, die Zinszeit vor der Thüre, kein Holz im Hause, neue Wäsche für die Kinder usw."

„Kommt morgen früh," antwortete die Alte ruhig, „ich will Euch von Euren hundert Sorgen den größten Theil abnehmen," worüber hocherfreut der Mann sich des andern Tages einstellte.

„Was kostet Eures Weibes Niederkunft?"

„Fünfzig Gulden."

„Wie viel braucht Ihr für Zins?"

„Hundert Gulden."

„Und Holz?"

„Zwei Klaftern hartes, ein weiches, mit Fahren und Schneiden dreißig Gulden."

„Und sonst noch?"

„Brauch ich noch hundert Gulden."

„Nun, seht Ihr, jetzt habt Ihr nichts zu thun, als durch Eure Thätigkeit Euch die zweihundert und achtzig Gulden zu verschaffen. Ihr habt jetzt demnach nur eine einzige Sorge, von neunundneunzig habe ich Euch befreit."

In ein Wiener Bierhaus trat ein Vagabund, schaffte eine Halbe Bier an und sprach zugleich die da sitzenden Herren um ein Almosen an. Einer der Herren fragte: „Wo sind Sie her?"

„Aus dem Schooße meiner Mutter."

„Ich meine, wo Sie zu Hause sind?"

„Beleidigung! ich bin nie zu Hause."

„Von was leben Sie?"

„Von Anfechtungen meiner Nebenmenschen."

„Was haben Sie für ein Geschäft getrieben?"

„Das Geschäft hat mich getrieben. Ich war herrschaftlicher Laufer; es war rein zum Davonlaufen."

„Warum?"

„Darum."

„Darum sagen Sie? das versteh' ich nicht."

„Darum sagte ein großer Gelehrter, weil er nichts Besser's g'wußt hat."

„Haben Sie auch Reisen gemacht?"

„Ja, aber ich bin als Bedienter überall zurückgesetzt worden."

„Haben Sie auch Abenteuer gehabt?"

„Sie scheinen eigene Grundsätze zu haben?"

„Grundsätze muß der Mensch haben. Kellner! die Herren bezahlen mein Bier. Meine Herren, ich danke Ihnen."

Hiermit empfahl sich der Kerl sehr höflich.

Das Leben im Todten. Ein englischer Advokat kam zum Testamentschreiben etwas zu spät, weil der Testator indessen starb. Das war Jenem sehr gleichgültig. Er steckte dem Todten eine lebendige Fliege in den Mund, setzte sich nieder und schrieb das Testament, indem er sich selbst zum Universalerben einsetzte und auch die Umstehenden mit einigen Legaten bedachte. Als das Testament bald darauf angefochten wurde, schwur er sammt den Legataren mit gutem Gewissen: Der Testator habe wirklich noch Leben in sich gehabt. Er meinte damit die lebendige Fliege, und das Testament wurde bestätigt.

Engel. Die Frau ..., welche der geheime Rath Dr. Formey als Arzt behandelte und von einer gefährlichen Krankheit glücklich geheilt hatte, beschwerte sich, daß er nach ihrer Genesung die Besuche abkürze und seltener mache, denn bekanntlich wollen die Damen krank sein, wenn sie gesund sind, und umgekehrt, gesund erscheinen, wenn sie an Krankheit leiden. Einst traf sie Formey in einer Gesellschaft, da sagte sie, sich an die Anwesenden wendend: „Er ist mein Retter, mein Schutzengel gewesen! — Er ist noch immer ein Engel in meinen Augen, denn seine Besuche sind wahre Erscheinungen."

Löschen. In einer kleinen Stadt entstand Nachts eine Feuersbrunst, die aber doch erst am folgenden Morgen gedämpft wurde, obgleich eine große Anzahl Bürger zu Hülfe geeilt war.

Der Bürgermeister äußerte hierüber sein Befremden, und fragte, waren denn noch nicht genug Leute zum Löschen da?

„Mehr als zu viel," versetzte der Stadtschreiber.

„Löschten sie auch?"

„O ja, — aber," „Nun, was für ein aber?"

„Aber nur ihren Durst."

Der Sattel ein Maulesel. „Hört, guter Freund," riefen ein paar Studenten zu Pferde einem Bauer zu, der eben Kohl pflanzte, „was gebt Ihr uns, wenn wir Euch beweisen, daß Ihr ein Krautstengel seid?"

„Darauf gebe ich eben nichts," entgegnete der Bauer; „ich aber will Euch beweisen, daß Eure Sättel Maulesel sind."

„Na, so laßt doch hören!"

„I nu, meine Herren, was zwischen einem Esel und einem Pferde ist, ist ja nichts, als ein Maulesel."

Das Mausen. Auf einem Kaffeehause kam das Gespräch auf einen Industrieritter, der ehemals alle Bäde und große Städte zur Bade- und Faschingszeit besucht, dort eine glänzende Rolle gespielt und von dem man seit langer Zeit nichts mehr gehört hatte. „Kennen Sie ihn denn nicht?" fragte einer aus der Gesellschaft den Juden N. N.: „Sie müssen ihn ja in Leipzig gesehen haben, er trug immer eine große Katze um den Leib." — Mei! was wollt' ich nicht?" versetzte der Jude, „aber mit der Katze ist's vorbei, er legt sich nun auf's Mausen."

Der Mond ist eine Elle groß. „Wie groß ist wohl der Mond?" fragte ein Schneider einen gelehrten Herrn.

„Eine Elle," entgegnete er, „denn er hat vier Viertel."

„Nein" in der Liebe. — Ein reitender, bezaubernder Umweg zum „Ja."

Die **Frauen** sind alle musterhaft, wenigstens was die Haubenmuster betrifft.

Tägliche Briefliste vom 19. April.

Böller John
Basbang Martin
Braun Ben
Beck Margereth
Becker Nicolas
„ Joby
Bleich Fred
Cohn M
Diefenbach Carl
Doert Jacob
Dumser Johannes
Dietzel Alexander
Decker J
Deitzon Mathias
Eberle Anton
Ellwanger D F
Eichold John F
Franzel Martin
Fischer Carl
Freis Edzard u Henrietta
Fischer Carl
Fehr George
Fischer Casper
Goetinger Geo W
Gohl Chas L F
Grunebaum Louis
Gutknecht Conrad
G pperich Anton
Großmann Friedrich
Geis Johannes
Hirschig Christian
Hofft Barney
Hugo Lorenz
Humer Micheal
Huntsmann J B
Herichardson S
Hollmann Margereth
Hezter R u Co
Harpel Catharine
Haberbach Sophia Miß
Jäger Geo J
Ilg Sophina Theresa
Kopp William
Kaufmann Jacob
K ser C
Koerser Carl
Kustus Franz
Kistner Mary Ann
Kremer Joseph
Liebert Mi'e
Lichtenfe'd Franz
Liebert George
Merk L
Melcher Jos
Messerschmidt Friedr
Meyer J J R
Möhlenkamp W
Mecker George
Reppert M
Otto Georg
Rolfs Johan Gerhard
Ruter Anna M
Ravert Herman
Rechter Philipp
Reiß Conrad
Scherer Martin
Schürch Jos u Anton
Schmid Gottfried
Schmitt Karl
Schuler Victor
Schulz Michael
Schernlin Anton
Stein Paul
Suhre Frederica
Siler Mr
Stier He man
Steeg Chas
Sonneborn Henry
Sabel Phillipp
Sauer Gabriel
Tallemann Godfrey
Theurer Barbara
Weber Friederich
Wemmerin Isidor
Weppner August
Wigge Throdor H
Westerman Sebastian
Wernz Domini
Wilhelmi Hennaum
Weenberger John
Welling Elisabeth
Wih John

Jno. J. Speed, Postmeister.

Die Hand.

Die Hand ist der ganze Mensch: sie schwört Gott, den Richtern, und selbst den Frauen. Wir drücken sie unsern Freunden und nicht selten unsern Feinden. Die Hand ist eine Welt, sagen die Kabbalisten. Sie hat ihre Flüsse, ihre Berge und ihre Planeten. Die Flüsse sind Linien; die Berge kann ein Liliputaner überspringen, und die Planeten sind Glücks-Finsternissen unterworfen. Die Linien ändern sich wie unser Schicksal. Es gibt eine Lebenslinie, welche Methusalem sehr lang hatte; eine Linie des Herzens, welche selten den Blonden fehlt; eine Linie der Venus, welche die Schönen haben; eine Linie des Glücks, welche Geburtstags-, Namenstags- und Neujahrsgeschenke herbeizieht; und dann eine Linie der Ehe, deren Abwesenheit alte Jungfern macht. Wer weiß es nicht, wie viele Verse und Seufzer die Hände der Schönen den Verliebten entlocken? Die Dichter lassen sie Lilienfinger und Perlmutternägel haben. Gibt es in der Welt etwas Küßlicheres, als dieses weiße, sammetfeine Ding, das Abends, ein melodiöses Vögelein, auf den Tasten des Piano herumhüpft. Ich bin überzeugt, daß Adam weniger durch den Apfel, als durch die Hand zur Versuchung gereizt wurde. Es ist also die Hand eines Weibes, die so großes Unheil über die Menschheit gebracht hat. Gall u. Spurzheim haben uns hintergangen: der Geist sitzt nicht im Kopfe, sondern in der Hand, Napoleon hatte einen mittelmäßigen Hirnschädel, und hätte es ohne seine Hand höchstens bis zum Sergeant oder Fourier gebracht. Bei Goethe und Lord Byron war der Kopf nicht so schön als die Hand; und haben sie denn mit der Stirne oder mit der Hand ihre Meisterwerke geschrieben? Die Hand ist an sich selbst ein Buch, unser ganzes Leben ist schon im Vorhinein darauf gezeichnet, und die Chiromantie entziffert es daraus. Mit dieser Kunst läuft man nicht Gefahr, sich an falsche Freunde zu hängen, weiß man, ob man sich auf die Treue der Geliebten verlassen kann, genießt man gegenwärtiges und künftiges Glück, und wird so alt, wie die älteste Jungfer bei der Fußwaschung. Junge Dichter! die ihr verliebt seid in junge Mädchen mit schönen schwarzen Augen und Perlmutterfingern, fasset ihre Alabasterhand, küsset sie erst, und leset euer Schicksal darin: je mehr die Hand von starken und hellen Linien durchzogen ist, desto mehr könnet ihr auf glückliche Tage hoffen. Wenn der Herbstwind schneidet, und ihr mit derselben im Mondlichte herumstreifet, und ihr findet, daß sie dürre, blasse, von kurzen Linien durchzogene Hände hat, so rufet aus: Die Erde wird sie vor mir haben; ihr weißer Kranz fällt mit jedem der schönen Tage; sie gleicht der Blume in der kalten Jahrszeit, ihre Blicke, ihr Lächeln, ihre Liebe sind erstorbene Blätter, die auf meine Stirne fallen.

Dienstbotenrache.

Die Londoner Polizeizeitung berichtet folgenden merkwürdigen Fall: Eine Dame, die vielleicht durch Dienstboten mehrfach übervortheilt worden war, hatte sich daran gewöhnt, in jedem neuen Dienstboten, den sie bekam, die Neigung zur Veruntreuung vorauszusetzen und deßhalb mit jedem eine Probe anzustellen, die darin bestand, daß sie ein größeres oder geringeres Geldstück in einer solchen Weise irgendwo hinlegte, daß es bei oberflächlicher Betrachtung als verloren und vergessen gelten konnte.

Die meisten Dienstleute widerstanden der Lockung nicht, das Geld an sich zu nehmen und zu verschweigen; dann aber machte die Dame Lärm und überlieferte alle diese Dienstleute eines nach dem andern unerbittlich der Polizei. Die Folge war, daß manche davon in die schreckliche Verbrechersphäre hinein geriethen und für ihr ganzes Leben sich nicht mehr daraus befreien konnten.

Eines dieser Dienstmädchen, die ebenso zur Verbrecherin geworden, heirathete nachher einen der geriebensten Gauner, und es ward ein Racheplan verabredet. Als die Dame wieder ein Mädchen suchte, ward ihr ein besonders schlaues, in die Verschwörung eingeweihtes Geschöpf zugesandt, das sie auch nahm. Dieses Mädchen ließ natürlich das hingelegte Geld liegen, kehrte aber den Spieß um und ließ ihrerseits im Besuchzimmer der Dame, wo öfter Geschäftsleute mit ihrem Gemahl sich unterhielten, eine 50-Pfundnote fallen. Die Dame hob die Note auf, schwieg sorgfältig darüber und vermochte nun selbst der Versuchung nicht zu widerstehen, das Geld zu ihrem Nutzen zu verwenden. Selbstverständlich schwieg sie sogar gegen ihren Gatten, um in der Voraussetzung, das Geld sei von einem der Geschäftsfreunde desselben verloren worden, sein Gewissen nicht ins Gedränge zu bringen. Die Note war aber gefälscht, und kaum hatte sie dieselbe ausgegeben, so erschienen Polizeibeamte und verhafteten sie. Mehr als vier Monate mußte sie in Untersuchungshaft zubringen und kam nur in Folge eines besonders glücklichen Zufalls wieder auf freien Fuß, indem die Gauner, welche den Racheact verübt, nicht stark genug waren, ihr Siegesgefühl gehörig zu verbergen.

Witz-Gespräch.

Der damals 19jährige, joviale Improvisator Langenschwarz saß 1829 neben einem Fremden, einem Lieutenant außer Diensten, der furchtbar log und prahlte, und auf eine höchst einfältige Weise über die Kunst der Improvisation sprach. L**, den dies ärgerte, fiel ihm fortwährend in die Rede, der Fremde ging endlich deshalb von seinem Thema ab, und warf sich prahlend auf seine eigene Laufbahn. L** aber hielt ihn auch hier zum Besten, und so entstand folgendes Witzgespräch:

Fremder (zu seinem Nachbar). Also wie gesagt, ich war Soldat, und zog immer vor der Armee her.

Langenschwarz. Das war Ihr einziger Vorzug, der Ihnen je zu Theil ward.

Fr. So oft ich mein Schwert aus der Scheide riß—

Lz. Kam es zur Entscheidung.

Fr. Nie fiel ich aus meiner Rolle heraus.

Lz. Also kamen Sie nie zum Ausfalle;—

Fr. So oft ich das Schlachtfeld verließ—

Lz. Ist der Feind auf dem Platze geblieben.

Fr. Einst erstürmte ich das Dach eines Hauses,

Lz. Da erwischten Sie einen Sparren.

Fr. Ich blickte durch eine Oeffnung, und sah unten im Zimmer ein schlafendes Weib,—

Lz. Aha, Sie wollten in's Lager—

Fr. Aber die Oeffnung war zu klein;

Lz. Sonst wären Sie immer durchgefallen.

Fr. Ich fluchte zehntausend Donnerwetter, und zog mich zurück.

Lz. Also dies war der geschichtlich berühmte Rückzug mit Zehntausend.

Fr. Als ich nun hinter dem Hause einen Acker betrat,

Lz. Standen Sie muthig im Felde,

Fr. Da sah' ich rund um mich her;—

Lz. Um endlich Ihre Umsicht zu bekunden.

Fr. [wendet sich wüthend zu Langenschwarz.] Aber zum Teufel, Herr, wer spricht mit Ihnen?

Lz. Es ist wahr, sie haben mich nicht angesprochen.

Fr. Warum fallen Sie mir in die Rede?

Lz. Ich liebe die Einfälle.

Fr. Ich passe durchaus nicht zu Ihnen.

Lz. Sie benehmen sich wirklich höchst unpassend.

Fr. Wer sind Sie denn, junger Mensch? Ich, mein Herr bin Gesandter,—

Lz. Aber kein Geschickter.—

Fr. Doch wohl, das beweiset meine Charge.

Lz. Aber nicht Ihr Gehalt.

Fr. Vor Ihnen bleib ich nicht unbedeckt.—

Lz. Feiglinge kämpfen stets unter Bedeckung.

Fr. Herr! es hinge nur von meiner Faust ab, Sie unter den Tisch zu bringen.

Lz. Danke schön, daß Sie mich unterbringen wollen.

Fr. Aber, ich werde Sie nicht anfassen.

Lz. Eben weil Sie keine Fassungskraft haben.

Fr. Wäre ich noch Soldat, ich würde Sie in eine Kanone laden.

Lz. Diese Einladung würde ich Ihnen in's Gesicht abschlagen.

Fr. Ah! Sie Löwe Sie! — Wollen Sie mich nicht etwa packen?

Lz. Ich hoffe, Sie packen sich selbst.

Fr. Entfernung von Ihnen ist freilich sehr zu rathen, das Schlechte umgehe ich.

Lz. Ihr schlechter Umgang ist bekannt.

Fr. Noch eine Sylbe, und ich schleife Sie.—

Lz. Ich Sie nicht, ich lasse Sie ungeschliffen.

Fr. Wenn ich's bin, so richte ich mich selbst nach Ihnen.—

Lz. Gut, daß Sie sich selbst richten.

Fr. Ihre Arroganz ist famos.—Wollen Sie großer Held nicht etwa meinen Kopf haben?

Lz. Nicht doch, — Ihr Kopf ist längst gehohlt.

Fr. Herr! ich bin academische Classen durchgegangen.

Lz. Ihr classisches Durchgehen ist bekannt.

Fr. Sie zählen mich doch nicht zu gewissen Kasten?

Lz. Auf keinen Fall zu den Gehirnkasten.

Fr. Wenn ich Gall wäre,—

Lz. So würden Sie noch galliger sein.

Fr. Herr! ich esse meinen Grimm hinein,—

Lz. Damit Sie ein grimmiges Einkommen haben.

Fr. Kein Mensch hat mich bis heute so strenge angesehen.

Lz. Beweis, daß Sie bis heute kein angesehener Mann waren.

Fr. Zum Teufel, Herr, wann werden Sie mich ungeschoren lassen?

Lz. Sobald Sie einen Bart haben werden.

Fr. [steht auf] Herr!—nun steh' ich auf!

Lz. Stehen Sie immer so jämmerlich auf.

Fr. Wenn ich meine Hand gegen Sie gebrauche.

Lz. Nur zu! Ihr Handschlag war nie von Gewicht.

Fr. Aber ich werde mich selbst hüten.

Lz. Schaf—hüter.

Fr. Ich gebe mich nur für das aus—was ich bin.

Lz. Sehr schlechte Ausgabe.

Fr. Aber Sie scheut Jedermann—

Lz. Freut mich, daß ich so gescheut bin.

Fr. [wüthend] Herr, ich habe mehr Weisheit in der Nase, als Sie im ganzen Kopfe.

Lz. Ihre Naseweisheit ist mir klar.

Fr. Wären wir draußen im Garten, ich schösse Sie in den Rasen.

Lz. Mit Rasen scheinen Sie sich viel zu beschäftigen.

Fr. Nie aber werde ich mich mit Ihnen abgeben.

Lz. Filze sind keine Freunde von Abgeben.

Fr. Herr! mit diesem Arme helf' ich Ihnen zur Seligkeit.

Lz. Mann der Armseligkeit.

Fr. (Zum Wirthe.) Herr Wirth! ich trage mein Tisch-Couvert von hier ab!

Lz. Dies ist das Erstemal, daß Sie dem Wirth was abtragen.

Fr. Wenn ich weiß, daß Sie hier sind, komme ich nie her.

Lz. Dann sind Sie ein Mensch ohne Herkunft.

Fr. Ich kann nur von meinen Geschäften nicht abkommen, sonst—

Lz. Sonst wären Sie freilich ein Mensch von Abkunft.

Fr. Als Witzling schlage ich mich nicht.

Lz. Sie sind auch kein schlagender Witzling.

Fr. Zum letzten Male, Herr — wenn mir die Galle überfließt—

Lz. Wird endlich Ueberfluß bei Ihnen herrschen.

Fr. Den hab' ich alle Tage;—

Lz. Sehr alltägliche Prahlerei.

Fr. Nun ist's aus, Sie müssen mich fordern.

Lz. Ich fordere nichts Unanständiges.

Fr. Morgen früh komme ich zu Ihnen.

Lz. Sie verheißen mir eine traurige Zukunft.

Fr. Sie haben gewiß schon oft Schläge gekriegt.

Lz. Ich bin sehr verschlagen—das ist wahr.

Fr. Sie sind vom Witzwahn besessen!

Lz. Und Sie vom Wahnwitz.

Fr. Herr, Sie sind ein Pinsel,—

Lz. Durch den Sie gut getroffen sind.

Fr. Ich sollte Ihnen die Flasche Wasser in's Gesicht schütten.

Lz. Dann würde die trockene Unterhaltung aufhören.

Fr. [wendet seinen Stuhl um und rückt weg.] So — fern von Ihnen ist es besser.

Lz. Die Wendung war gut! Nun sind Sie denn endlich verrückt.

Fr. Ich sage nichts mehr.—

Lz. Nichts sagender Held!

Fr. Ich werde mich entfernen.

Lz. Dann mögen Sie passiren.

Fr. Wenn ich gehe, ist die Sache zu Ende [er geht hinaus].

Lz. (ruft ihm nach:) Der Ausgang war dumm.

Fr. [Sieht vom Hofe aus durch's offene Fenster.] Aber ich will Ihnen beweisen—

Lz. Daß Sie jetzt ein Mann von Einigkeit sind.

Fr. Ich werde mir Recht schaffen. —

Lz. Das wäre zum Erstenmal rechtschaffen von Ihnen.

Fr. Sie Riese Sie! reichen Sie mir Ihre Rechte, ich will sie derb genug schütteln. —

Lz. Wollen Sie einen Eingriff in meine Rechte begehn?

Fr. Für Ihr Stillschweigen zahl' ich fünf Gulden. Wollen Sie?

Lz. [Schlägt ihm das Fenster vor der Nase zu.] Zugeschlagen.

Frauen-Alter. Eine voreinst schöne Dame, die mit unverdrossenem Muthe noch immer die Rechte ihrer entschwandenen Blüthe beanspruchte, war mit ihrem Sohne zum Besuch bei einem alten Baron, einem Freunde ihrer Mutter. Die Dame war übrigens im Besitz einer wahrhaft todesverachtenden Coquetterie, das einzige, was gereiften Frauen übrig bleibt, die lange Zeit jung, schön und vielverehrt gewesen sind.

„Wie alt sind Sie eigentlich?" fragte sie plötzlich der Greis, der eine Jugenderinnerung zu dieser ungalanten Frage hinriß.

„Achtundzwanzig Jahr," erwiederte die Dame, ohne sich zu besinnen.

„So!" entgegnete der Baron erstaunt. „Aber wie alt sind sie denn, junger Herr?" frug er den Sohn.

„Ich?" gab der Jüngling mit verrätherischem Lächeln zur Antwort, ich bin ein Jahr älter, als meine Mutter."

In der Mitte. Thomas holte mich spät Abends im Gasthause ab, es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Thomas (der weit hinter mir geht.) Herr! ich fürchte mich, wenn ich so weit hinter Ihnen gehe.

Ich. So geh' voraus.

Thomas (ist weit voraus gelaufen, und ruft in einigen Minuten): Herr! ich fürchte mich so weit voraus zu gehen.

Ich. Nun, wo willst du denn gehen?

Thomas. Ich bitte, lassen Sie mich in der Mitte gehen.

Stachelmeier.

Iraveltown, in America, schräg in's Winkelche. April 16. 1868.

Jeliebte Rehdachsion!

Ick freue mir immer, wenn ick morgens ufstehe und Ihre Zeitung ankucke, daß Sie noch leben un nich schon lange gekluxt sind. Wie ick Sie schon's letzte Mal mittheilte, soll ick ooch dran glooben müssen, von wegen meinen patriotischen Adoptivsinn. Aber wissen Sie, ick habe mir jesichert un ooch die hiesige Bürgerschaft von Iraveltown unner die Waffen jerufen, die mir jetzt beschützen muß. Alle Nachtwächter von hier sind in bewaffnete Permanenz erklärt worden und der Borgermeester, een tapperer Blutworschterich, der immer nach Blut schnuppert, wo er hinkommt, hat mir uf jefüllte Kapaunen versprochen, daß er mir, wenn ick umjebrungen werde, nicht zu Mehl mahlen und pulverisiren lassen wird, sondern vor ein ehrliches Bejräbniß für mir innem Schosseegraben sorgen will. Ick habe mir vor diese Auszeichnung recht jerührt bedankt un bin abjeschoben mit das Jefühl in die Brust, das eene Auster ooch haben kann, wenn sie nämlich lebendig verschluckt wird.

Freuen kann ick mir aber darüber, wat jetzt nich Allens in Louisville vorjeht. Sie haben da eenen ganz merkwürdigen Borgermeester, der zuerst die armen Leute an die Angel lockt und wenn sie zuschnappen, uf's Trockne setzt. Zuerst läßt er die armen Polizei-Commissäre sich mit ville Jeld und jute Worte wählen un dann sieht er ooch noch ruhig zu, wie sie sich 100 Leibeigene machen un dann uf eenmal schreit er: „Rut mit die Band" un jrinst die schafsköppigen Schwerenöther, die een so dummes Jesichte schnitten, wie die unzüchtigen Jesellen, die eenmal wegen das Singen von das Volkslied. „Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten" herbergsväterlich rausgeschmissen wurden, noch gehörig aus. Ihr Kollege von's eenzige Blatt, is janz unglücklich über's Malheur, denn dem hatten sie versprochen, daß er Nachtwächter werden konnte, weil er dazu von Natur janz abscheulich qualifizirt is. Unnanu wird daraus ooch Nischte.

Haben Sie ooch schon gehört, daß nächstens der jrüne



in Louisville erscheinen wird? Ick bin sehr jespannt dadruf, weil ich dann außer's eenzige Blatt noch een eenziges runnerzuputzen bekommen werde. Wenn er sich übrigens anständig uffführt un nich jleich wild wird, so will ick ihm nich in seinem Trott stören, wenn er aberst ufbockt, dann treibe ick ihm auf's Eis, wo er sich alle vier Beene verknacksen soll.

Es ist doch merkwürdig, wie die Leute hier in Louisville Jeld verdienen. Da habe ick unner die Liste, wo die ehrbaren Bürger von die Stadt ihre Capitalien angegeben haben, ooch den Namen von die ehrbare Jungfer Jenne Lawes jefunden, welche bloß neunundzwanzigdausend Dahler und een Bruchstück uf reinliche Art verdient hat. Wie muß da nich mancher Knasterbart von Familienvater fühlen, wenn er so daran denkt, dat er ooch ein Paar Dahler zu das Capital hergegeben hat. Das Schneppenschießen ist doch manchmal eene kostspielige Jeschichte und das Schneppendreckfressen ooch gerade kein angenehmer Kitzel für den Jaumen.

Uebrijens habe ick Ihnen mitzutheilen, daß ick mit Ihre sechs Katzen, die Sie vorne annen Omnibus, der ooch noch aussieht, wie een oller Postkasten, anjebunden habe, nich mehr mitfahre. Schaffen Sie sich eenen orntlichen Omnibus und gute Pferde an, sonst passe ick un spiele nich mehr mit. Ihren ollen Kasten können Sie nachher die Sonndagspost schenken.*)

So eben höre ick noch, daß sie unsern ollen Schwabenborgermeester, den rechtschaffenen Tomppert impeachen wollen, weil er nicht will, daß die neuen Polizeiräthe die Kneipen un die Gärten an Sonndagen zuschließen un mir verhindern, mit meine Puselken un meine Familie eine jemüthliche Tour innen Woodland, Löwen oder irgend einen andern Verjnügungeort zu machen. Das ist brav von den ollen Mann, wenn sie ihm aber wirklich absetzen, dann schlage ick vor, daß alle Deutsche in den Kuk-Klux intreten, damit sie nich dodtjeschlagen werden. Ick selbst werde dann eenen Verein ufmachen unnerm Namen: „Stachelmeiers Branche K. K. K." Motto: „Hol Di jo nich opp min Jung." Feldgeschrei: „Verrunjenirt Allens un macht Allens kalt!" Parole: „Oder was beißt mich." Mit diese Tendenz jloobe ick mein Jlück zu machen, wenn ick noch een Bisseken die blutige Absicht mit unnerfließen lasse, wat mehr Entsetzen inflößt, womit ick bleibe Ihr entsetzlicher

Stachelmeier,
mit'n Apptit nach Leichen.

*) An. d. Red. Um den Forderungen des Herrn Stachelmeier gerecht zu werden, haben wir uns entschlossen, schon am nächsten Sonntag einen neuen Omnibus am Titel des Blattes laufen zu lassen.

Eine Sündengeschichte aus Berlin.

Ein recht artiges Histörchen, welches einem Possendichter einen pikanten Stoff liefern könnte, wird von einem jungen Manne erzählt, welchen Mutter Natur mit einem auffallend hübschen Aeußern ausgestattet hat. Seine stattliche Figur, seine einnehmenden Züge, sein liebenswürdiges Wesen hatten auch auf eine junge Dame Eindruck gemacht, welche ein für Männerschönheit nicht unempfängliches Herz im Busen trägt, wenn sie andererseits es auch nicht außer Acht läßt, sich die Gunst reicher Protectoren um des lieben Mammons willens zu erwerben. Genug, die Bekanntschaft der Beiden war gemacht und eines Tages erhält der junge Mann, den wir N. nennen wollen, eine Einladung, bei der Dame zum Kaffee zu erscheinen. Er kommt, wird auf's freundlichste empfangen, der Mokka ist vortrefflich, die Unterhaltung im besten Gange, da plötzlich wird heftig an der Klingel gezogen.

„Wer kann das sein?" fragte der junge Mann.

„Um Himmels willen, es ist mein alter Freund, der Commerzienrath, dem ich jetzt Alles verdanke. Mein Unterhalt, meine Einrichtung, Alles, was Sie hier sehen, habe ich von ihm. O, er ist eifersüchtig wie ein Othello! Wie helfen wir uns aus der Verlegenheit?"

Immer heftiger wurde das Klingeln, immer peinlicher die Lage der beiden jungen Leute, denn an ein Verstecken war nicht zu denken.

„Aber kann ich denn nicht in irgend welchen Geschäften zu Ihnen gekommen sein?" fragt der junge Mann — da steigt der Dame ein glücklicher Gedanken auf. Schnell entschlossen ergreift sie eine Schneiderrechnung, welche auf dem Boudoirtische liegt, und flüstert dem jungen Manne zu: „Spielen Sie den Schneider, der diese Rechnung bezahlt haben will! Aber treten Sie fest auf, fordern Sie heftig Geld, schreien Sie, was in Ihrer Macht steht!" Sofort findet sich Herr N. in seine Rolle, die er mit Meisterschaft spielt. Der alte Freund hört draußen die Stimme eines Mannes, welcher fortwährend ruft: „Machen Sie, was Sie wollen, ich weiche nicht von der Stelle, bevor ich mein Geld habe, Sie müssen bezahlen! Ich kann nicht länger warten bei jetziger schlechter Zeit!"

„Aber so haben Sie doch Geduld!" tönt die liebliche Stimme der Dame dazwischen, welche unter dergleichen fortwährend sehr laut geführten Gesprächen durch das Vorzimmer gelangt ist und die Thür geöffnet hat.

„Bezahlen Sie, sag' ich Ihnen," kreischt jetzt wieder die Stimme des Pseudoschneiders, „das ist so die rechte Art, Staatskleider sich auf den Leib zu hängen und einen armen Handwerker nicht bezahlen."

Inzwischen war der alte Freund, der Commerzienrath, eingetreten, welcher den ihm unbekannten polternden Mann halb zornig, halb verlegen betrachtete.

„Was will denn der Mensch?" fragte er, indem er zugleich sein Erstaunen über die unerwartete Situationen zu erkennen gab.

„O, es ist gut, daß Sie kommen," erwiderte die Schöne, „es ist ein Schneider, der eine Rechnung bezahlt haben will, und der abscheuliche Mensch wird impertinent, weil ich ihn bitte, nur ein wenig Geduld zu haben! — „Reden Sie, was Sie wollen", schreit wieder der Pseudoschneider dazwischen, „ich gehe nicht eher, als bis ich mein Geld habe!"

Der Commerzienrath bläst den Dampf seiner Havana-Cigarre von sich u. fragt mit Seelenruhe: „Wie viel macht die Bagatelle?"

Mit derselben Seelenruhe überreicht ihm jetzt der Pseudoschneider die Rechnung und spricht: „Fünfundsiebzig Thaler!"

„Hier sind sie", erwiderte der Commerzienrath, indem er sein Portefeuille öffnet und drei Fünfundzwanzigthalerscheine dem zudringlichen Gläubiger überreicht, welcher jetzt unter vielen Kratzfüßen sich empfiehlt und schleunigst das Weite sucht.— Zwei Stunden später lachte das Gaunerpaar bei einer Flasche Cliquot über den gutmüthigen Commerzienrath.

Der Unverbesserliche. „Principal: „Aber Peter, was habt Ihr wieder gemacht! Da schreibt mir eben ein jüngerer Geschäftsmann, zu dem ich Euch gestern schickte, Ihr wäret im höchsten Grade anmaßend gewesen. Ihr hättet gethan, als ob Ihr als Markthelfer der Compagnon des Hauses wäret — hättet gesagt: „Da können wir mit Ihnen keine Geschäfte machen, wir wissen unsere Waare billiger zu bekommen rc." Ihr habt ihn sogar durch Euer derbes Wesen beleidigt, und er ersucht mich, Euch einen ernsten Verweis zu geben. Ich weiß es recht wohl, Ihr seid ein alter, biederer Mann und Ihr meint es nicht so, wie es klingt—der junge Herr kennt Euch eben noch nicht, aber Ihr müßt doch immer Eure Stellung im Auge behalten, Ihr bringt mich stets in Verlegenheit; — da habt Ihr's wieder einmal, der Brief—was ist da zu thun?" —Peter (zutraulich): „Wissen Sie was, Herr Principal, dem Kerl—dem antworten wir gar nicht."

Blind.

Sterben ist Nichts,—doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück!

Nein, sterben ist Nichts! Sterben ist Nichts, als eingehen in Licht, aus einer matten Morgendämmerung hinein gerathen in den vollen hellen Tag, dem keine Dämmerung und keine Nacht mehr folgt. Sterben ist Nichts, als einen siebzigjährigen Seufzer friedlich beschließen; Nichts, als den Kanal zwischen Leben und Tod entweder auf einem Schnellsegler oder auf einem Packetboot durchschwommen haben, und anlangen in dem Dover des ewigen Lebens!

Aber leben und nicht sehen, das ist ein Unglück! In diesem Unglücke stirbt man nicht, aber es stirbt Einem Alles ab; wir stehen lebend in einer Welt, die nur Todte für uns hat, denn Licht ist Leben, und Finsterniß ist Tod!

O, schließt nur einmal eine Viertelstunde lang die Augen zu, und Ihr werdet fühlen, wie Jenen zu Muthe ist, die ihr ganzes Leben, eine lange Ewigkeit, ohne Licht herumwandeln. O, der Sehende weiß nicht, wie lang, wie entsetzlich lang das Leben ist; an ihm fliegt die Zeit, in Licht und Farben gehüllt, wie eine bunte, blumenbehängte Operntänzerin vorüber; aber an dem Blinden schleicht sie farblos und finster, in öder, gräßlicher Einförmigkeit, wie ein zigeunerhaft lahmes Weib vorbei.

Wer will vom Unglück sprechen, der sieht?! Eine jede Farbe ist ein stummer Glückwunsch zu seinem Glücke; ein jeder Lichtstrahl ist ein Gratulationsschreiben, das der Himmel an ihn richtet; ein jedes Morgenroth ruft ihm zu: „Erwache, Glücklicher!" eine jede Nacht steckt ihm einen Freuden-Blumenstrauß von Sternen an die selige Brust; ein jedes Blumenbett schenkt ihm einen Farbenkasten zu seinem Freudentage; ein jeder Regenbogen wird für ihn zur Privat-Glückspforte; jeder Blitzstrahl wird ihm zum heitern Epigramm; jedes schöne Angesicht wird ihm zum Freuden-Patent; jeder freundliche Blick ist ihm ein Ausruf zum Genuß; jedes Kind wird ihm zur rosigen Blüthe, und jede rosige Blüthe zum Kinde, und Beide rufen ihm zu: „das Leben ist doch schön!" Und all' dieses Glück, den ganzen Born dieses sprudelnden, blühenden, glühenden, flammenden, den unendlichen Raum durchfluthenden Glückes, die kleine hohle Hand des Menschen kann ihn einschließen, bedecken, umhüllen, um dann desto frischer und entzückender ausströmen zu lassen alle Lichtbäche und Farbengüsse, durch die unendliche Schöpfung! Nein, ein Mensch, der sieht, soll vom Unglück nimmer sprechen!

Aber der Blinde, der ewig Blinde, dessen zwei Augen da liegen, wie die falschen Siegel, wie die versiegten Cisternen des Lichtes: der ist unglücklich!

Ihn freut nicht die rosige Geburt des Tages, wenn er dem Schooße der Nacht sich entringt; an ihm geht der Bote des Himmels, der Strahl, vorüber, wenn er ausgeht, das Weltall zu beglücken; Tag und Nacht reichen kommend und scheidend sich die Hände, Winter und Frühling tauschen ihre Kleider, Felder und Wiesen ziehen ihr Jaspisgewand an, Bäume und Büsche flechten sich jubelnde Blüthen in die langen Locken, Rosen- und Blumen-Beete schließen ihr Farben-Clavier auf, der Regenbogen brennt sein Feuerwerk ab, und der Blitz sein Auto da fé; die Sterne beginnen ihren Fackeltanz, die Kometen ziehen ihren Feuermantel durch die blaue Kuppel, das Nordlicht illuminirt sein phantastisches Bildermagazin, alle Atome schwimmen im stillen Ocean des Lichtes: der Blinde allein sieht das Alles nicht, um ihn ist ewiges Einerlei, starre, stehende, stockende Finsterniß, ein leeres, graues Nichts!

Nicht nur die leblose Schöpfung, auch die belebte Natur, der Menschheit lieblichste Beglückung, bleibt dem Blinden versagt. Er kennt nicht die süße Gabe der Schönheit; er sah nie die Rose blühen auf dem zarten Grunde der Wange; er hat des Schöpfers höchstes Werk, der gütigen Götter schönstes Geschenk, er hat das Menschen-Auge, das Frauen-Auge, dieses Aquarell-Miniatur-Bildchen der ganzen Welt, nie gesehen!—Er kennt die Süßigkeit nicht, die ein Freundesblick, ein Liebesblick gewährt! Er hat die Unschuld nie erröthen, er hat die Anmuth nie lächeln gesehen! Er weiß nicht, wie die Thräne des Glückes, wie die Thräne des Mitleids schimmert! Er sieht nicht das Antlitz Derer, die ihn lieben; er sieht sein eigenes Ebenbild nicht, nicht im leblosen Spiegel, nicht im entzückenden Spiegel zärtlicher Kinder!

Blindheit ist lebendiger Tod, ist fortgesetzte Hülflosigkeit, ist endloser Jammer!

Ein schönes Beispiel ehelicher Liebe. „Wenn ich nach Hause komme," lallte ein Betrunkener am Arm seines nicht viel weniger schwankenden Freundes, „und finde meine Frau noch auf — so — so kriegt sie Schläge! — Wie darf sie sich unterstehen und aufbleiben und Licht verbrennen, — wenn ich nicht da bin; und—und—und — wenn sie im Bette liegt — dann kriegt sie erst rechte Schläge, — wie darf sie sich hinlegen und schlafen, wenn — ihr armer Mann draußen — im kalten Wetter herumläuft und—durstig ist."

Die Verlobung Adeline Patti's mit dem Marquis de Caux.

Diese Verlobungsgeschichte hat viel Lärm in der Welt der Gesellschaft, namentlich in Paris gemacht. Der Marquis, der als Kammerherr des Kaisers nur ein Einkommen von 10,000 Francs jährlich hat, der sein Vermögen längst durchgebracht hat und für den der Kaiser wohl einsehend, daß ein Kammerherr nicht von einem so geringen Gehalte leben könne, schon mehrmals die Schulden bezahlt hat der Herr Marquis glaubte schon, die Million der kleinen Patti in der Tasche zu haben, ehe noch die Verlobung wirklich ausgesprochen war.

Wo er sich sehen ließ, nahm er lächelnd und dankend die Gratulationen seiner Freunde an und schwelgte in der Zuversicht auf die Hunderttausende, welche seine Gattin durch Gastspiele verdienen werde, und war vergnügt, in einem Alter von fünfundvierzig Jahren einen solchen Goldfisch gefangen zu haben.

Man erzählt sich folgende Anekdote, die, wie wir vorausschicken, nicht wahr, aber hübsch erfunden.

Acht Tage vor der Enttäuschung des Marquis gab die Herzogin Riario-Sforza in Paris ein glänzendes Diner, eine Art Verlobungsfest für das junge Paar. Alte Damen liebten es, dergleichen zu arrangiren. Man war sehr heiter; man plauderte von der Heirath, machte Zukunftspläne, baute Luftschlösser.

Während die Suppe servirt wurde, überreichte der Marquis seiner schönen Braut ein paar reizende Diamanten-Ohrgehänge, jedes im Werthe von 4000 Francs, mit der Bemerkung, es sei das ein Brautgeschenk von der Kaiserin Eugenie, welche den Schmuck selbst getragen habe.

Als man den Fisch servirte, erzählte der Marquis, der Kaiser Napoleon habe ihm den Posten eines Ober-Intendanten der Theater versprochen, der seit dem Tode des Grafen Vacciochi nicht mehr besetzt worden sei. Alles war erfreut dadurch, Adeline war glücklich. Auch sie wollte ein Liebeszeichen geben und zeigen, daß sie zu Opfern bereit sei, indem sie der Bühne entsage. Sie zählte also an ihren schönen Fingern: „250,000 Francs Conventionalstrafe in St. Petersburg, wenn ich dort nicht singe," sagte sie mit lauter Stimme. „130,000 Francs in London, 100,000 Francs in Paris...... Macht gegen 500,000 Francs. Und diese Summe", fügte sie hinzu, indem sie sich an ihren Geliebten wandte, „werde ich mit Freuden zahlen, nur um recht bald Marquise de Caux zu werden."

Man weiß nicht, ob die Rührung dem Marquis die Stimme versagte, als Adeline von diesem Verluste sprach, er ward plötzlich schweigsam und nachdenkend.

Nach Tische begab man sich in den Salon. Der Marquis stützte sich auf das Gesims des Kamins und setzte seine Träumereien fort. Da kam Adeline leicht wie ein Reh zu ihm gesprungen, stellte sich vor ihn und erwartete von ihm ein Compliment, irgend eine liebenswürdige Redensart, die ja so großen Werth in den Augen der Frauen haben.

Da erwachte der Marquis aus seinem Traum.

„Fünfmal hunderttausend Francs verlieren!" seufzte er. „O, das ist hart!"

Adeline antwortete nicht sogleich, aber sie sah ihre ganze schöne Hoffnung zusammenbrechen, die sie so lange genährt, nämlich die Hoffnung, das Theater zu verlassen und eine große Dame zu werden wie die Fürstin Metternich, ein Tabouret am Hofe zu haben wie die Gräfin Pourtales, nach Compiegne eingeladen zu werden u. s. w.

Eine ganze Revolution ging in ihr vor. Mit einem langen und ernsten Blicke fixirte sie den Marquis.

„Sie werden morgen von mir hören!" sagte sie und ging.

Am anderen Morgen erhielt er den Absagebrief.

Wir können diese Anekdote nicht bestätigen, aber man weiß, daß Adeline plötzlich stutzig geworden.

Einer ihrer Freunde richtete am Abend vor der Katastrophe an sie eine Frage, die auch wohl auf ihre Illusionen einigen Einfluß gehabt.

„Die Welt betrachtet Sie als die verlobte Braut des Marquis de Caux," sagte er zu ihr. „Der Marquis nimmt die Glückwünsche seiner Bekannten an und betrachtet die Verlobung als geschehen. Sagen Sie mir jetzt, schöne Adeline, haben denn der Stiefvater des Marquis, der Herzog von Valmy und die Herzogin, Ihnen schon ihre Glückwünsche gebracht?"

„Nein!" antwortete sie stutzig.

„Hm! Das wäre doch die erste Pflicht derselben gewesen!" fuhr er fort. „Merken Sie denn nicht, daß der Vater des Herzogs keine Lust hat, Sie als seine Schwiegertochter anzuerkennen und verletzt Sie das nicht in Ihrer Eitelkeit?"

Adeline ward nachdenkend.

Am nächsten Tag schrieb der Vater Adelinen's an den Marquis einen Brief des Inhalts: die Unterschiede des Alters, des Standes, des Vermögens usw. zwischen ihm und seiner Tochter seien so groß und unübersteiglich, daß er ihn bitte, in Zukunft sein Haus nicht mehr zu betreten.

Adeline sang an dem Abend nicht im Theatre italien, die ganze Geschichte hatte damit ein Ende, der Marquis war blamirt und Adeline ebenfalls ein wenig.

Marquis de Caux ist wohl der Zehnte oder Zwölfte, ich glaube aber nicht, daß er der Letzte gewesen. Papa Patti hat auch ihn glücklich beseitigt. Adeline wird im Herbst wieder nach Deutschland gehen.

Das Wachsthum des Gehirns.

Professor Vogt und andere Naturforscher haben durch jahrelange angestrengte Untersuchungen festgestellt, daß das menschliche Gehirn im Allgemeinen seit Jahrtausenden an Größe zugenommen hat. Die Ausgrabung dreier alter Friedhöfe zu Paris, deren ältester der Zeit der karolingischen Könige angehörte, während der letzte die Zeit von 1788 bis 1824 umfaßte, liefert hierzu sehr brauchbare Belege. Von diesen Friedhöfen wurden hundert Schädel aufbewahrt und deren Höhlungen genau untersucht, und es ergab sich dabei, daß das Gehirn, wenn auch wenig, doch stetig zugenommen hatte. Die schlichten Leute der späteren Periode hatten mehr Gehirn als die Barone der alten Zeit. Die Schädelbildung zeigte eine allmählich zunehmende schönere Wölbung, während die Menschen der vorhistorischen Zeit Flachköpfe waren. Man hat aber auch außerdem gefunden, daß bei Leuten, welche anhaltend und scharf denken, die Schädelhöhle sich erweitert, indem das Gehirn wächst, und daß demgemäß die auf einer niederen Stufe stehenden wilden Völkerschaften weit weniger Gehirn besitzen, als die Europäer. Ein Australier z. B. hat fast um ein Viertel unseres Gehirnvolumens weniger; dagegen hat der Gorilla, als größte Affenart, kaum so viel Gehirn, als ein australischer Eingeborner, ein Beweis, daß die Menschen nicht von den Affen abstammen können, was übrigens Professor Vogt nie behauptet hat.

Ein Mörder. Ein Mensch mit finstern und eckigen Zügen, mit stierem Blicke, mit abschreckender Physiognomie sitzt auf der Bank der Angeklagten, von vier Gend'armen umgeben.

Klägerin. Ich sah den Missethäter, wie ich Sie sehe, meine Herren, das Opfer lief vor ihm her und suchte ihm zu entkommen—aber er setzte blutdürstig ihm nach, bis er es erreichte, seine ängstlich rufende Stimme erstickte, und es ermordete.

Präsident. Angeklagter, steht auf.

Angeklagter (sich mit Mühe erhebend). Ich bin bereit dem Gerichte Antwort zu geben.

Pr. Was führt Ihr zur Entschuldigung an für das auf Eurer Blouse gefundene Blut.

Angekl. Ich hatte Nasenbluten.

Pr. Wie erkläret Ihr die Entdeckung des Schlachtopfers unter dem Kopfe Eures Bettes. [Bei dieser Frage ergriff alle Zuschauer ein Entsetzen. Mehrere griffen nach den Flacons.]

Angekl. Das ist ein Fallstrick, den mir meine Feinde gelegt haben.

Pr. Wie erklärt Ihr die Stücke Fleisch, die man noch ganz frisch in Euren Taschen gefunden?

Angekl. Das ist wieder ein Fallstrick.

Der Präsident fällt das Urtheil: Da aus dem Verhör hervorgeht, daß der Angeklagte sich des Diebstahls und des Mordes einer Henne schuldig gemacht hat, so wird er zur dreitägigen Arreststrafe verurtheilt.

Ein Vogel als Brandstifter. Man schreibt aus Znaim, in Mähren: „Einem benachbarten Dorfe drohte großes Unglück als seltener Ursache. Ein Landmann verlor einige Streichhölzchen, als er in seinem Hofe seine Pfeife anzündete, und ließ sie liegen. Eine Taube, welche Stroh und Flocken in ihr Nest trug, brachte auch die Streichhölzchen dahin, was der Landmann bemerkte. Wenige Minuten darauf stand in Folge der Reibung das Nest in Flammen, und das Feuer hätte wohl weiter um sich gegriffen, wenn der Landmann nicht, schnell entschlossen, das brennende Nest mit einem Rechen heruntergerissen hätte.

Es ist sonderbar, daß Thiere, die den Geruchssinn im höchsten Grade haben, gerade die sind, welche sich von den faulsten Stoffen nähren. Der Hund z. B. wühlt in faulen Stoffen, und Raubvögel haben ähnliche Genüsse. Der türkische Buß-Aar der Ver. Staaten ist so stinkend und träge, daß seine Fänger gewöhnlich froh sind, ihn aus der Gefangenschaft zu befreien, und es wird bestädigt, daß, wenn sein gewöhnlicher Gestank unzulänglich, ist, um seine Befreiung zu bewirken, er ein unwiderstehliches Mittel anwendet, indem er den verfaulten Inhalt seines Magens auf seinen Besitzer auswirft.

Heirathsbeweggrund. Ein sehr kleiner Zeichenlehrer heirathete ein sehr großes Mädchen; darüber äußerte einer seiner Schüler seine Verwunderung; aber der Kleine entschuldigte sich mit diesen Worten: „Sehen Sie, meine Schwester und ich, wir sind beide sehr klein; nun haben wir doch Jemand in der Familie, der die Fensterladen schließen kann."